

Lot und Waage

ZEITSCHRIFT DES ALPENLÄNDISCHEN KULTURVERBANDES SÜDMARK



Die Grazer Stadtpfeifer beim Schützenfest von 1568.
Aquarell im Grazer Schützenbuch des Leonhard Flexl aus der Wiener Nationalbibliothek, Handschrift 10.116.

Inhalt

Lot und Waage 69/1 (2022)

Krieg in Mitteleuropa.....	1
Zeitzeugen berichten: Flucht und Vertreibung, Not, Armut und Wiederaufbau.....	9
STEIERMARK SCHAU	16
Bonmot.....	24
Ave Maria in 12 Variationen in Marburg	25
Neuigkeiten aus Cilli	27
Aus dem Banater Bergland.....	28
Rolf-Bossert-Gedächtnispreis	29
Kurz berichtet.....	35
70 Jahre AKVS	36
Nachruf auf einen Schutzverein.....	37
Steirische Sudetendeutsche übersiedeln	38
Kulturerbe Rudi Pietsch.....	40
Amerika.....	42
Bruno Burchhart – ein aktiver Achtziger	43
Rudolf Reimann †	44
Sepp Forcher †	45
Unsere nächsten Veranstaltungen	46

Zum Umschlagbild: Stadtpfeifer – auch Stadtmusici – waren im Spätmittelalter und bis ins 18. Jahrhundert von der Stadt angestellte Musiker, später bildeten sie die Stadtkapellen. Sie musizierten bei städtischen sowie bei privaten Festen und wirkten auch als Türmer, um die Stunden zu blasen oder Warnzeichen zu geben.

[Bildnachweis: *ÖNB/Wien, Cod. 10.116, fol. 63r*]

Die Meinung der Autoren unserer Beiträge muß sich nicht unbedingt mit jener der Schriftleitung decken; sie kann Anregung zur Diskussion und Spiegel der Meinungsvielfalt – auch innerhalb unseres Verbandes – sein.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Alpenländischer Kulturverband Südmark, ZVR 031834376. Schriftleitung: Dr. Reinhold Reimann. Alle: A-8010 Graz, Joanneumring 11/1, Tel. und Fax ++43 / (0)316 / 82 53 18, Netz: akvs@kulturverband.at; www.suedmark.at/AKVS. Bankverbindung: Steiermärkische Bank- und Sparkassen-AG, IBAN AT13 2081 5000 0006 5086, BIC STSPAT2G
Hersteller: Alexander Bauer Druck und Grafik, 8020 Graz, Annenstraße 19.
Erscheinungsort Graz, Verlagspostamt 8010 Graz. P. b. b. Postnr. GZ 02Z033165 M

Cot und Waage

ZEITSCHRIFT DES ALPENLÄNDISCHEN KULTURVERBANDES SÜDMARK

Heft 1

69. Jahrgang

2022

Die Schriftleitung hat lange überlegt, ob ein Beitrag über den derzeitigen Ukraine-Konflikt der Zielsetzung unserer Verbandszeitschrift entspricht. Eines unserer jüngst verstorbenen Mitglieder hat uns dazu einen höchst bemerkenswerten Satz hinterlassen: „Was sich ereignet, geht mich an.“

Was sich ereignet, geht uns an? So gesehen natürlich auch der Konflikt um die Ukraine. Zumal er sich nicht ereignet, wo „hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinanderschlagen“ (Anderer Bürger vor dem Tor; Faust I, Osterspaziergang). Freilich, zur Zeit Goethes (1749–1832) umfaßte die „Türkei“ noch einen Großteil der Balkan-Halbinsel – und war damals dennoch geographisch und gedanklich (jedenfalls für Goethe in Weimar) so weit weg ...

Heute sind die Entfernungen – im Verkehr (also quasi geographisch), im Handel (also wirtschaftlich), vor allem aber auch in der Kommunikation (also gedanklich) – nicht mehr so groß; und daher kann man wohl sagen: Die Ukraine geht uns an!

Krieg in Mitteleuropa!

In Mitteleuropa? Also bei uns?

Im Geographie-Unterricht haben wir gelernt (1950-er Jahre): Mitteleuropa ist das Gebiet zwischen Rheinmündung, Mündung der Memel, Karpatenscheitel und Genfer See. Das ist eine Umgrenzung, die sich offenbar an der Ausdehnung des Deutschen Reiches (bis 1919) und der Österreichisch-ungarischen Monarchie (bis 1919) orientiert.

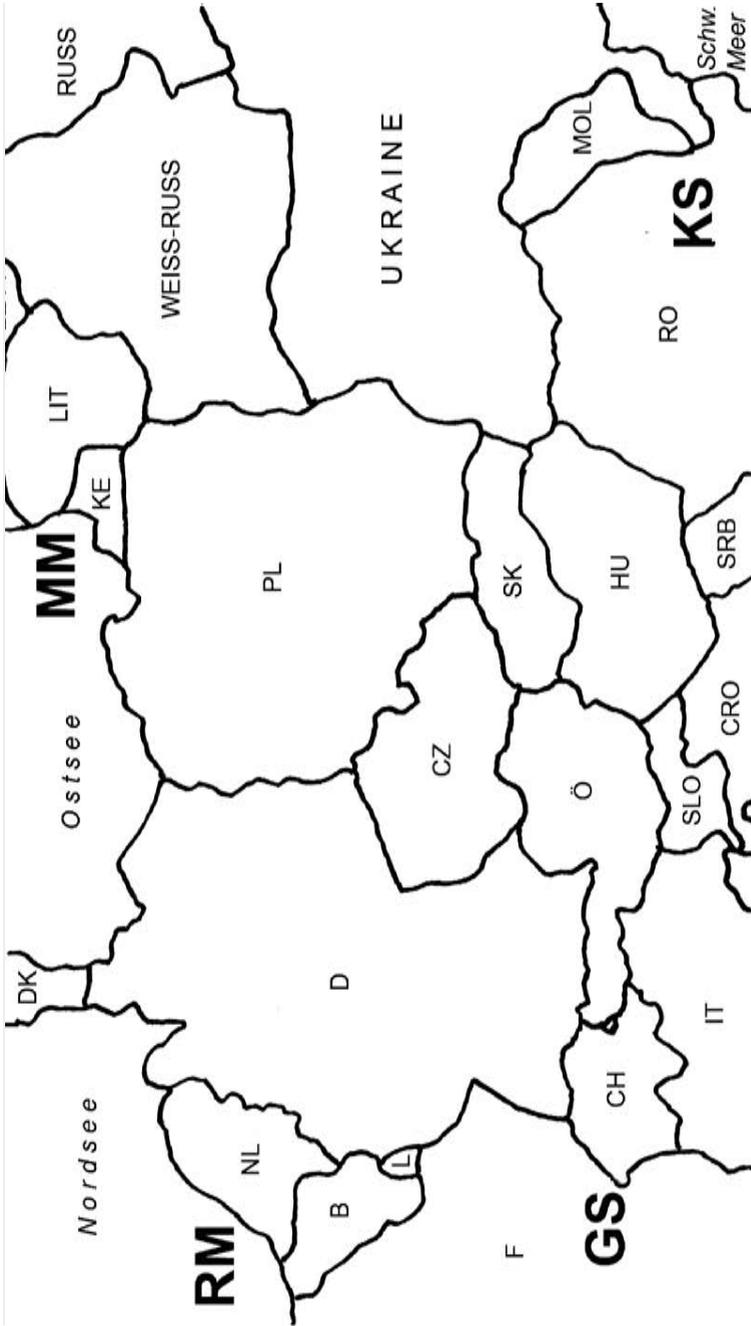
Nach dieser Festlegung gehören zu Mitteleuropa folgende Staaten: die Bundesrepublik Deutschland, die Schweiz, Liechtenstein, Österreich, Ungarn, Tschechien, die Slowakei, Polen (nach dessen „Westverschiebung“ 1945 zur Gänze), Ru-

mänien (mit Ausnahme des „Altreiches“) und die Westukraine (Ostgalizien und die nördliche Bukowina). Ja, auch die Westukraine!

Fragen wir hier zunächst nicht allein nach dem Land/Staat, fragen wir vielmehr nach seinen Bewohnern. Sind Russen (Großrussen), Ukrainer (Kleinrussen, Ruthenen) und Weißrussen (Weißruthenen) Bestandteile des „dreieinigen russischen Volkes“ oder eigene Völker?

Normannische Wurzeln

Alle drei Völker führen ihre Herkunft auf die Kiewer Rus zurück, die auf Wikinger (Waräger) zurückgehen (sollen). Diese



Mitteleuropa

GS = Genfer See; KS = Karpaten-Scheitel; MM = Memel-Mündung; RM = Rhein-Mündung
 KE = Königsberger Exklave (zu Rußland)

waren im 8. Jahrhundert von Schweden her bis zum Schwarzen Meer vorgedrungen, verschmolzen mit der ansässigen slawischen Bevölkerung und gründeten ein altostslawisches Reich, dessen Mittelpunkt zunächst Nowgorod, dann aber Kiew war, wohin die späteren Großfürsten den Hof ihres Herrschaftsgebietes verlegten. Dieses Reich der Kiewer Rus (benannt nach dem Stammesfürsten Rurik) gilt gleicherweise als Vorläufer der heutigen Staaten Rußland, Weißrußland und Ukraine (der Name geht zurück auf altostslawisch ukraina = Grenzgebiet, Mark; gemeint war damit das Grenzland gegenüber den östlichen Steppenvölkern).

Im 10. Jahrhundert nahmen die Rus unter dem Einfluß von Byzanz den orthodoxen Glauben an. Bis ins 13. Jahrhundert lebte in den etwa zehn Teilfürstentümern der Rus zwischen Weißem und Schwarzem Meer eine „altrussische“ Bevölkerung, ohne daß man von verschiedenen (Teil-) Völkern gesprochen hätte. Ab 1223 unterwarfen die Mongolen unter Dschingis Khan die russischen Fürstentümer und blieben als „Goldene Horde“ bis zum Ende des 15. Jahrhunderts im Lande.

Dreieinigtes russisches Volk?

Doch bereits im 14. Jahrhundert befreite sich das Fürstentum Moskau von der Herrschaft der Mongolen („Tartaren“ – nicht zu verwechseln mit den weit verstreut siedelnden Turkvölkern der Tataren), und nach deren weiterer Zurückdrängung annectierte der Moskauer Großfürst allmählich die benachbarten russischen Länder. Daraus ging im Jahre 1557 das Zarentum Rußland mit der Hauptstadt Moskau her-

vor, das sich ab 1721 „Kaiserreich Rußland“ bezeichnete. Dieses erfuhr 1812 eine existenzielle Bedrohung, als Napoleon Moskau eroberte, allerdings am „Russischen Winter“ scheiterte – wie 130 Jahre danach (1942) auch die Deutsche Wehrmacht.

Im ausgehenden Mittelalter und in der frühen Neuzeit mag die mitunter enge politische Verbindung Weißrußlands mit Litauen, der Ukraine mit Polen eine sprachliche (damit auch ethnische?) Herauslösung der Weißrussen und der Ukrainer aus dem „dreieinigten russischen Volk“ gefördert haben. Katharina II. (geb. 1729 in Stettin, Zarin von Rußland 1762–1796) rief nicht nur die später so genannten Wolgadeutschen (Bauern aus Bayern, Baden, Hessen, der Pfalz und dem Rheinland) ins Land, sondern erweiterte das Reich um die Krim und die heutige Ostukraine, was dort die Zuwanderung einer russischen Oberschicht auslöste.

Galizien war als „Königreich Galizien und Lodomerien“ seit der ersten Teilung Polens (1772) ein Kronland der Habsburger-Monarchie. Die Bukowina (Buchenland) gelangte 1775 aus osmanischer Oberhoheit an die Habsburger, gehörte zunächst zu Galizien und wurde 1848 ein eigenes Herzogtum. Beide Länder gehörten der cisleithanischen („österreichischen“) Reichshälfte der Monarchie an.

Das Zarenreich hatte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert seine europäische Ausdehnung im Westen bis zur Weichsel und Ostsee, im Süden bis über den Kaukasus hinaus erweitert; in Asien reichte es nach Norden bis zum Eismeer, im Osten bis zur Beringsee, im Südosten bis zur Mongolei,

im Süden bis an die Grenzen zum Iran und zu Afghanistan. Ab dem 19. Jahrhundert entwickelte sich im Gegensatz zur Vorstellung vom „dreieinigen russischen Volk“ sowohl im russischen als auch im österreichischen Teil (Ost-Galizien) des ukrainischen Siedlungsgebietes ein zunehmendes ukrainisches Nationalbewußtsein.

Im Ersten Weltkrieg kämpfte Rußland im Verband der Triple-Entente (gemeinsam mit Frankreich und dem Vereinigten Königreich) gegen die Mittelmächte Deutsches Reich und Österreich-Ungarn. Nachdem die russische Westfront zusammengebrochen und die Versorgungslage im Hinterland katastrophal geworden war, kam es 1917 zum Sturz des Zaren und schließlich zur „Oktoberrevolution“ – so benannt nach dem damals in Rußland gebräuchlichen (und dort bis Jänner/Februar 1918 geltenden) julianischen Kalender; nach unserem westlichen, mittlerweile allgemein gebräuchlichen gregorianischen Kalender lag der Tag der Revolution am 7. November 1917. Es folgte die Errichtung der bolschewistischen Alleinherrschaft und die Aufstellung der Roten Armee.

Streben nach Unabhängigkeit

Durch den Frieden von Brest-Litowsk zwischen den Mittelmächten und Sowjetrußland im März 1918 wurde die Ukraine erstmals ein selbständiger Staat: Dieser entstand als „Ukrainische Volksrepublik“ und wurde 1919 zur „Ukrainischen Sowjetrepublik“. 1920 wurde das Land durch die Rote Armee besetzt und 1922 als Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik der Sowjetunion eingegliedert.

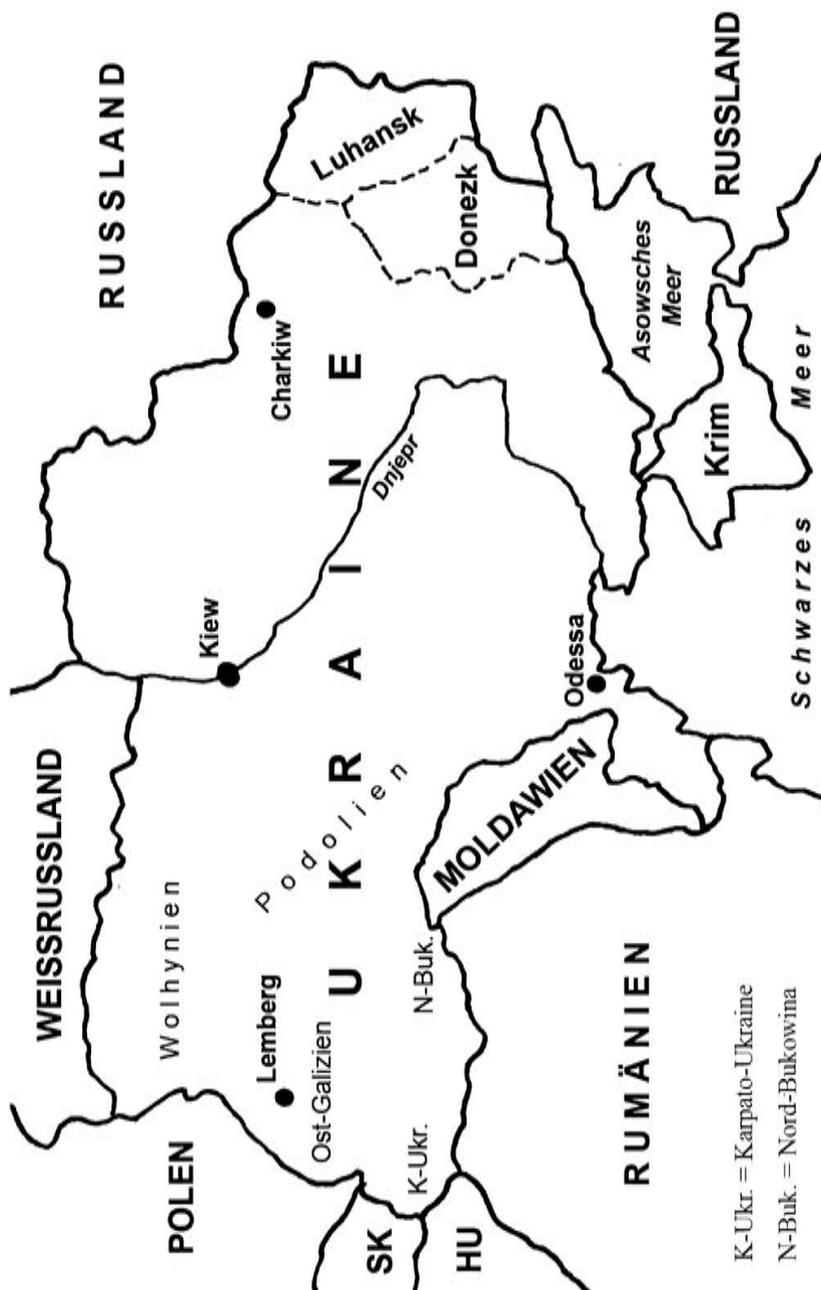
Schon zuvor war nach dem für Polen

erfolgreichen Sowjetisch-polnischen Krieg (1919–1921) die Westukraine (und der westliche Teil Weißrußlands) im Frieden von Riga 1921 an Polen gefallen – nun gehörte ganz Galizien zu Polen. Die Bukowina hingegen fiel an Rumänien. Dies blieb so bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges, als durch den Deutsch-sowjetischen Freundschaftsvertrag vom 28. September 1939 die Westukraine zeitweilig an die Sowjetunion fiel.

Der rasche Vormarsch der deutschen Truppen nach Osten im Jahr 1941 weckte Hoffnungen auf eine Unabhängigkeit eines ukrainischen Staates, die sich nicht erfüllten. Und bald kämpften nationalgesinnte Ukrainer unter Stepan Bandera im Untergrund gegen die deutschen Besatzer und ab 1943 gegen die ins Land vorgerückten Sowjets (dies bis in die 1950-er Jahre). So richtet sich der gegenwärtig von Putin geführte Kampf ausdrücklich auch gegen die „Banderisten“.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden sowohl Galizien als auch die Bukowina gemäß der Volkszugehörigkeit ihrer Bewohner geteilt: Das mehrheitlich ukrainische Ost-Galizien (mit Lemberg) und die ebenso mehrheitlich ukrainische Nord-Bukowina (mit Czernowitz) wurden der Ukrainischen SSR (und damit der Sowjetunion) einverleibt; das mehrheitlich polnisch besiedelte West-Galizien fiel an Polen, die mehrheitlich rumänisch besiedelte Süd-Bukowina an Rumänien.

Ab 1945 bildete die ganze Ukraine (Ostgalizien, die Karpaten-Ukraine, die Nord-Bukowina, Wolhynien, Podolien, die übrige rechtsufrige – westlich des Dnjepr gelegene – Ukraine und die gesamte links-



ufrige Ukraine einschließlich der Verwaltungsbezirke Donezk und Luhansk) eine „Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik“ (wie Weißrußland mit eigenem Sitz in der UNO) als Unionsrepublik im Verband der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (UdSSR – kurz Sowjetunion). Die mehrheitlich russisch besiedelte Halbinsel Krim (ab 1921 „Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Krim“) war zunächst Teil der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR), wurde aber 1954 vom damaligen Ersten Sekretär des Zentralkomitees der UdSSR, Nikita Chruschtschow, der selbst im industriell bestimmten ukrainischen Donbass (Donez-Becken) aufgewachsen war, der Ukrainischen SSR zugeschlagen.

Der Zerfall der UdSSR 1990/91

Die „politische Wende“ in den meisten Staaten Ostmittel- und Südosteuropas machte auch vor der Sowjetunion nicht halt. Sie führte dort zum Austritt von 14 Unionsrepubliken (in welchen etwa 25 Millionen Russen leben) und zum Zerfall des Warschauer Paktes, an dessen Stelle 1992 die „Gemeinschaft Unabhängiger Staaten“ (GUS) als gemeinsamer Wirtschafts- und Sicherheitsraum trat, der aber kaum praktische Bedeutung erlangte.

Die drei baltischen Staaten (Estland, Lettland und Litauen) verließen die Sowjetunion als erste (sie traten der GUS nicht bei, sondern fanden Aufnahme in der EU und in der NATO). Ihrem Austritt aus der UdSSR folgten die ostslawischen „Bruderstaaten“ Ukraine und Weißrußland; ferner Moldawien, die drei transkaukasischen Staaten Armenien, Georgien und

Aserbeidschan und die fünf zentralasiatischen Republiken Kasachstan, Kirgisistan, Usbekistan, Turkmenistan und Tadschikistan. Allein Rußland gab keine Unabhängigkeitserklärung ab, sondern beanspruchte den Status eines Rechtsnachfolgers der Sowjetunion. In der Ukraine entschieden sich am 1. Dezember 1991 in einem Referendum 90 % der abgegebenen Stimmen für die Unabhängigkeit.

Der aktuelle Rußland-Ukraine-Konflikt

Der gegenwärtige Konflikt hat tiefere Gründe als mitunter dargestellt. Dabei wollen wir zunächst einen Blick auf die ethnischen Verhältnisse der Bevölkerung in der Ukraine werfen. Die Ukraine hat 42 Millionen Einwohner, davon sind 8 Millionen Russen – das ist nahezu ein Fünftel! Und es ist festzuhalten, daß die Krim sowie die beiden im Donbass gelegenen Oblaste (Provinzen) Donezk und Luhansk – wie etwa auch die beiden Großstädte Charkiw und Odessa – deutliche russische Mehrheiten aufweisen. Das russische Übergewicht in der Bevölkerung des Donbass ergab sich freilich erst mit dem Ende des 19. Jahrhunderts, als verarmte russische Bauern in das durch große Kohlenberg- und Stahlwerke geprägte Industriegebiet zuzogen.

Bei Befragungen in den genannten Gebieten hat sich eine deutliche Mehrheit für den Anschluß an Rußland ausgesprochen! Hier konnte/kann Rußland nun freilich den Hebel der Selbstbestimmung ansetzen ... Im Völkerrecht gilt: *Minderheiten haben nur ein „internes Selbstbestimmungsrecht“, kein „externes“* (=

Sezessionsrecht); *Ausnahmen: Gebiete mit kolonialer Vergangenheit oder bei fortwährender unerträglicher Unterdrückung* [so etwa die Südtiroler bis in die 1960er Jahre]. Was gilt da nun für die Russen auf der Krim und in der Ostukraine?

Rußland hat 2014 die Halbinsel Krim militärisch besetzt und annektiert – ihre staatliche Zugehörigkeit ist seither völkerrechtlich umstritten. Ebenfalls 2014 erklärten sich die beiden östlichen Oblaste Donezk und Luhansk zu unabhängigen Republiken, was von der ukrainischen Regierung nicht anerkannt wurde – ebenso wenig wie die Annexion der Krim durch Rußland.

Am 21. Februar 2022 hat die Russische Föderation die beiden ostukrainischen Oblaste als „freie Volksrepubliken“ anerkannt und am 24. Februar zu ihrem (und ihrer Bevölkerung) Schutz eine „militärische Spezialoperation“ gegen die Ukraine eingeleitet (dies ist zwar faktisch ein *Krieg*, doch wird dieser Begriff vom offiziellen Rußland tunlichst vermieden). Nach russischer Darstellung richtet sich diese Militäroperation „nicht gegen das ukrainische Volk, sondern gegen sein „nazistisches Regime“. Und die Ukraine soll „entwaffnet und neutralisiert“ werden.

Westliche Beobachter vermuten hingegen die Absicht Putins, die Ukraine zu unterwerfen (oder zumindest dort ein moskauhöriges Regime zu etablieren) und sehen darin sogar einen ersten Schritt Rußlands zur Wiedererlangung der Oberhoheit über alle 1990/91 aus der Sowjetunion geschiedenen Staaten. Dies mag wohl auch der Vorstellung vieler Russen von (traditioneller) „Größe“ ent-

sprechen: Die Sowjetunion war nämlich der flächengrößte Staat (ein Siebentel des weltweiten Festlandes) und mit etwa 290 Millionen Einwohnern nach China, Indien und den USA der viertbevölkerungsreichste Staat der Erde. Das heutige Rußland umfaßt nur mehr ein Neuntel der Landmasse (ist damit aber weiterhin der flächengrößte Staat der Welt); es hat 145 Millionen Einwohner und ist damit auch hinter Indonesien, Brasilien, Pakistan, Nigeria und Bangladesch auf den neunten Platz zurückgefallen.

Tieferliegende Gründe

Das offizielle Rußland geht davon aus, daß der Zerfall der Sowjetunion „verfassungswidrig“ gewesen sei. Zudem beruft es sich darauf, daß einen Krieg nicht derjenige verursache, *der den ersten Schuß abgibt*, sondern jener, *der den Krieg erzwingt* – und das sei „der Westen“ gewesen, indem er der Ukraine einen möglichen Beitritt zur EU und zur NATO in Aussicht gestellt und damit die zu Beginn der 1990-er Jahre (angeblich) getroffenen „Abmachungen der beiden Blöcke“ unterlaufen habe (s. u.).

Dem Vorwurf des Völkerrechtsbruches begegnet Rußland mit dem Hinweis auf die ebenso völkerrechtswidrige Bombardierung Serbiens durch die NATO im Jahre 1999; für diesen Angriff hat es kein vom UNO-Sicherheitsrat gedecktes UN-Mandat gegeben – wobei sich freilich die moralische Frage auftut, inwieweit es gerechtfertigt ist, Unrecht mit Unrecht zu begegnen (oder gar zu vergelten).

Nach vielfach übereinstimmender Meinung war die Ukraine bis zur „Orangen Revolution“ (2004) der „korrupteste Staat

Europas“. Zudem litt der an Fläche nach Rußland größte Staat Europas, der einst auch dessen „Kornkammer“ gewesen war, unter andauernden innenpolitischen Gegensätzen zwischen westlich gesonnenen Kräften (etwa unter Wiktor Juschtschenko: Ministerpräsident 1999–2002, Staatspräsident 2005–2010) und nach Moskau orientierten Kreisen (etwa unter Wiktor Janukowitsch: Ministerpräsident 2002–2005 und 2006–2007, Staatspräsident 2010–2014). Dazu kam noch die nicht immer klar einschätzbare Rolle von Julia Timoschenko (Ministerpräsidentin 2007–2010). 2013/14 erreichten die wiederholt ausgebrochenen Unruhen ihre Höhepunkte auf dem Maidan (eigentlich persisch = Platz) in Kiew, die auch Todesopfer forderten: Die Bevölkerung protestierte gegen den Staatspräsidenten Janukowitsch, der es ablehnte, die Ukraine in die EU zu führen.

Dazu ist freilich festzuhalten, daß in den 1990-er Jahren zwischen Rußland und dem Westen (angeblich?) vereinbart wurde, die Ukraine würde ein selbständiger Staat sein, weder der EU noch der NATO beitreten. Allerdings gab es wiederholt Abkommen zwischen der Ukraine sowohl mit der EU als auch der NATO. Und beide stellten der Ukraine zuweilen einen Beitritt in Aussicht, was keinesfalls zur Beruhigung Rußlands beitrug.

Bezüglich der jüngst verhängten Sanktionen, die den Gas- und Öllexport aus Rußland in die EU und den internationalen Geldverkehr betreffen, läßt sich freilich die Frage aufwerfen, ob diese Rußland oder der EU größeren Schaden zufügen; ziemlich unberührt davon bleiben jedenfalls die USA ... Und welche Rolle spielt China?

Vergleich

Man sagt, die Flucht von Personen aus der Ukraine sei die gewaltigste in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg. Das stimmt gewiß hinsichtlich der Quantität. Die „Qualität“ hingegen war damals allerdings eine andere: Die deutschen Heimatvertriebenen der Jahre 1944, 1945 ... (ihre Zahl liegt zwischen 10 und 15 Millionen) kamen in ein militärisch besetztes, politisch viergeteiltes Österreich und (sehr viele mehr) in ein ebenfalls militärisch vierfach besetztes Land, das im Osten um ein Viertel seiner Ausdehnung amputiert worden war und nicht einmal einen allgemein anerkannten einheitlichen Namen trug. Die Aufnahmeländer waren ausgebombt und ausgehungert, die Aufnahme der Vertriebenen brachte zusätzliche Schwierigkeiten mit sich, und die Neuankömmlinge waren nicht immer erwünscht ...

Spätere Flüchtlinge (Ungarn 1956, Tschechoslowakei 1968) kamen in konsolidierte und vergleichsweise wohlhabende Staaten. Das gilt auch für die Flüchtlinge aus der Ukraine und macht es bedeutend leichter, deren materielle und seelische Not zu lindern. Dies sollten wir aus humanitären Gründen als unsere Aufgabe betrachten – ungeachtet der politischen Hintergründe der militärischen Auseinandersetzung, die Ursache dieser Flucht ist.

Aber ganz allgemein sollte gelten: Krieg ist nicht nur das letzte Mittel zur Lösung politischer Fragen; er ist in jedem Fall ein letztklassiges!

Reinhold Reimann

Flucht und Vertreibung, Not, Armut und Wiederaufbau

Etliche Jahrzehnte sind vergangen, seit sich ereignet hat, was uns Zeitzeugen hier erzählen. Wir geben zwei von ihnen das Wort, die bewegte Zeiten an der sterischen Südgrenze erlebt haben. Später waren beide an maßgeblichen Stellen in unserem AKVS tätig.

Alexander Weingerl (1919–2012):

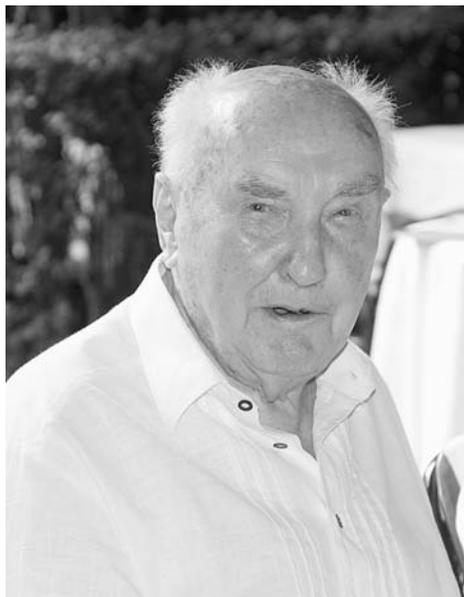
Wie ich als Deutsch-Untersteirer die Zeit von 1919 bis 1945 erlebt habe

Mit Genehmigung der Schriftleitung der Vierteljahresschrift „Der Untersteirer“ drucken wir den folgenden Bericht ab; er ist dort im Heft 54/2 (2021) erschienen. Und er war lange zuvor niedergeschrieben worden: als Unterlage für eine Podiumsdiskussion, die zum Thema im Bildungshaus Retzhof bei Leibnitz stattgefunden hat.

Mein Beitrag ist ein persönlicher Bericht, wie ich als Deutsch-Untersteirer die Zeit von 1919 bis 1945 erlebt habe. Da ich weder Wissenschaftler oder Politiker, weder Historiker noch Journalist bin, bitte ich, meinen Beitrag nur als meinen persönlichen Gesichtspunkt zu betrachten.

Zwei Aspekte möchte ich voranstellen: (1) Eine Versöhnung und ein Ausgleich zwischen den Deutsch-Untersteirern und den Slowenen hat für mich unbedingt Vorrang. (2) Audiatur et altera pars.

Zum ersten Punkt: Ich werde alles dazu beitragen, um eine Versöhnung im Sinne der „Charta der Vertriebenen“ zu erlangen, ungeachtet des erlittenen Unrechtes. Die



Alexander Weingerl

katholische Kirche hat hier schon einen positiven Schritt gesetzt und uns Deutsch-Untersteirer offiziell zu einer Memoriation nach Tüchern/Teharje am 13. 10. 1991 eingeladen, weil sich unter den dort grausam ermordeten Opfern auch unzählige Untersteirer befanden. Herr Bischof Dr. Kramberger hat dies in seiner Rede besonders betont. Die slowenische Politik bzw. deren Vertreter haben jedoch bisher leider noch keine Akzente gesetzt.

Zum zweiten Punkt: Wir Deutsch-Untersteirer hatten bislang nur wenig Möglichkeit, unseren Standpunkt zu vertreten. Die Medien sind uns nicht sehr gut gesonnen, und die Informationen holte man sich

lieber wo anders als bei uns, den Betroffenen. Es ist wie eine unzerreißbare eiserne Kette der Begriffe Deutsch – Volksdeutsch – Deutschtümler – Kulturbündler – Nazist – AVNOJ-Gesetze – Liquidation. Wie soll man sich aus dieser Ecke, in die man hineingetrieben wurde, wieder befreien?

Ich wurde im Jahre 1919 in Pöbnitz bei Marburg geboren. Meine Vorfahren waren schon einige Generationen hier ansässig. [...] Sie waren angesehene und fortschrittliche Weinbauern und Landwirte in unserem kleinen Ort Pöbnitz, ihre Meinung war für die Bevölkerung unseres Gebietes immer von großer Bedeutung – sei es unter Österreich-Ungarn, unter Slowenien/Jugoslawien und zuletzt auch in der Zeit von 1941 bis 1945. In einem Grenzgebiet mit gemischtsprachiger Bevölkerung hat man sich immer an die Gegebenheiten anzupassen, sodaß wir bis zum Jahre 1919 dem Kaiser treu ergeben sein mußten, danach dem SHS-Staat, ab dem Jahre 1929 dem Königreich Jugoslawien und ab dem Jahre 1941 dem Deutschen Reich. Nach dem Jahre 1945 gab es wieder eine Änderung, die Treue zum Tito Staat und ab 1991 zur neuen slowenischen Republik. Und dies alles in einem Zeitabschnitt von rund 70 Jahren.

Der Zeitabschnitt von 1938 bis 1941 hat für uns am Lande keine besondere Rolle gespielt. Natürlich sind wir mit dem Umbruch in Europa konfrontiert worden, die Erstarkung des Deutschen Reiches, die sogenannte Heimführung von Österreich hat gewisse Wünsche erweckt, auch einmal zu diesem großen Reich zu gehören. Der Vertrag, den die jugoslawische Regierung

mit den Achsenmächten in Wien am 25. 3. 1941 abgeschlossen hat und wodurch ein Krieg in unserer engen Heimat vermieden werden konnte, war uns sicher lieber. Die weitere historische Entwicklung ist uns bekannt. Nach ihrer Rückkehr aus Wien wurden die Vertragspartner in Belgrad verhaftet, die Regierung am 27. 3. 1941 gestürzt und die kommunistische Parole „bole rad, nego pakt“ (besser Krieg als der Pakt) machte ihre Runde. Zu erwähnen wäre noch, daß unter der Leitung und Anweisung der Engländer an der Grenze zu Österreich bzw. Deutschland militärische Befestigungsanlagen mit Bunkern und Panzerreitern gebaut wurden. Diese Befestigungslinie hat auch unseren Ort berührt, sodaß wir dieses Geschehen unmittelbar beobachten konnten. Der Krieg, der dann folgte, war kurz und aus meiner Sicht ohne Verluste auf beiden Seiten. Die meisten Bunker der Befestigungsanlagen waren leer oder die Besatzung hat sich in keine Kämpfe eingelassen und sich ergeben. In der Folge wurde die Untersteiermark an das Reichsgebiet angeschlossen und es wurden die deutschen Gesetze eingeführt.

Die deutsche Volksschule besuchte ich in der Zeit von 1925 bis 1929 in Marburg/Drau, anschließend die 5. Klasse der slowenischen Volksschule ebenfalls in Marburg, um die slowenische Sprache besser zu erlernen; ein weiterer Schulbesuch war nur mehr im slowenischen Gymnasium möglich. In den dreißiger Jahren wurde die deutsche Schule – bis auf zwei Klassen (so glaube ich) – aufgelassen. Im slowenischen Gymnasium gab es anfänglich keine Probleme. In den Klassen gab es höchstens drei bis fünf Schüler, die sich als Deutsche

deklarierten. Bei den Erhebungen und Feststellungen der verschiedenen Nationalitäten hat sich unser Klassenvorstand immer geärgert, wenn sich nicht alle Schüler zur slowenischen Nationalität bekannten, weil er dadurch mehr Arbeit mit seiner Statistik hatte. Im Zusammenleben mit den slowenischen Mitschülern gab es überhaupt keine Probleme, nur seitens der Professoren gab es Beanstandungen, wenn wir in der Pause deutsch sprachen: „Sprichst du schon wieder deutsch, das darfst du nicht!“ Wenn ich nun vorgeifen darf – ab dem Jahre 1941 gab es die Parole „Sprich deutsch, die Sprache ist Ausdruck deiner Gesinnung!“. Zu erwähnen wäre noch, daß wir in unserer Mittelschulzeit immer einen slowenischen Instruktor hatten, der bei uns wohnte, mit uns in die Schule fuhr und mit uns auch lernen mußte. Wenn ich zurückdenke, war der vorletzte ein Slowene aus dem Draufelde und der letzte aus dem Küstenland, dessen Eltern im Jahre 1919 in die Untersteiermark gezogen waren. Ironie am Rande: beide hatten rein deutsche Familiennamen. Im Jahre 1937 mußte ich auf Anraten meines Klassenvorstandes die Schule wechseln und bin nach Murska Sobota (Olsnitz) gegangen. Das Problem war mein Slowenisch-Professor, der anscheinend der Meinung war, es sei unmöglich, daß auch deutsche Schüler in die slowenische Schule gehen. Jede Prüfung, für die ich mich besonders gut vorbereitete, ging negativ aus. In Murska Sobota hat es diese Probleme nicht gegeben, weil dort Slowenen, Deutsche, Juden, Ungarn und Zigeuner zusammenlebten und man das slowenische nationale Element nicht so ins Spiel bringen konnte.

Im Jahre 1939 legte ich meine Matura ab, inskribierte in Agram an der pharmazeutischen Fakultät, verließ jedoch noch im selben Jahr die Untersteiermark und ging nach Prag, wo ich Staatswissenschaften belegte. Im Jahre 1941, nach dem Einmarsch der deutschen Truppen, kehrte ich wieder in die Heimat zurück und ging an die Hochschule Graz, um mein Studium fortzusetzen. Im Jahre 1943 wurde ich zur Wehrmacht eingezogen und war bis zum Ende des Krieges bei einer Gebirgstruppe.

Die jugoslawischen Machthaber hatten dann im Jahre 1945 alle Jahrgänge 1919–1929 zum Militärdienst eingezogen, und so wurde auch ich mobilisiert und zur ersten Marburger Brigade dienstverpflichtet. Nach einigen Monaten Dienst in der jugoslawischen Armee wurden alle Hochschüler entlassen, um ihre Studien fortsetzen zu können. Mit einem offiziellen Entlassungsschein habe ich der jugoslawischen Armee den Rücken gekehrt und gleichzeitig meine geliebte untersteirische Heimat endgültig verlassen. In Graz beendete ich mein Studium, legte die Fachprüfung als Steuerberater ab und war bis zu meiner Pensionierung selbständig tätig.

Nun kehre ich nochmals in das entscheidende Jahr 1941 zurück. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in die Untersteiermark und der Neuorganisation der besetzten Gebiete ist man an meinen Vater herangetreten, die Ortsgruppenleitung des steirischen Heimatbundes und das Bürgermeisteramt zu übernehmen. Er war kein Politiker und hat es abgelehnt, diese Posten zu bekleiden. Er wurde zwar vom Amt des Bürgermeisters entbunden, nicht aber vom Ortsleiter des Heimatbundes. Für

uns Deutsche und auch für die Slowenen gab es anfänglich nur Begeisterung, weil man sich plötzlich Dinge leisten konnte, die man früher mangels der notwendigen Geldmittel nicht kaufen konnte. Ich denke hier an landwirtschaftliche Maschinen, Elektromotoren, Badezimmereinrichtungen und dergleichen mehr. Mit Lebensmitteln, Wein und anderen Getränken konnte man sich leicht Verschiedenes anschaffen, und es gab auch mehr Geld für die Arbeiter und Bauern. Die Leute bemühten sich, mit uns deutsch zu sprechen, sogar unsere Freunde und Mitschüler, mit denen wir früher immer slowenisch sprachen. Nicht selten sah man Leute, die sich aus Begeisterung Hakenkreuze aus Blech ausschneiden und diese stolz trugen. Aus unserer Ortsgruppe sind viele slowenische Burschen freiwillig zur Waffen-SS eingerückt, und wenn sie auf Urlaub kamen, waren sie auf ihre Uniform stolz. Durch die offene Grenze zur Steiermark nützten viele Einheimische die Gelegenheit zu Wallfahrten nach Mariatrost oder Mariazell.

Auf meinen Vater kamen nach der ersten Begeisterungswelle schwere und belastende Zeiten zu. Auf der einen Seite fühlte er sich für die Bevölkerung unserer Ortsgruppe verpflichtet und verantwortlich, ihnen zu helfen, auf der anderen Seite wurde der Druck seitens der Behörde und der Partei immer größer. Die Aussiedelungen, die Eindeutschung, die Lebensmittelrationalisierung, das Einrücken zur Wehrmacht, die Tätigkeit der Gestapo und des Sicherheitsdienstes haben sehr viel Unruhe in die Bevölkerung gebracht. In der Auseinandersetzung mit den Behörden ging mein Vater soweit, daß er einmal klipp und klar wörtlich erklärte: „Solange ich

Ortsgruppenführer in dieser Gemeinde bin, wird niemand ausgesiedelt.“ Es wurde dann tatsächlich niemand ausgesiedelt, und wir haben sogar unseren Herrn Pfarrer Kraner in der Pfarre Unter-St.-Kunigund erhalten können. Die Aussiedelung unserer eigenen Verwandten aus Marburg konnte er aber nicht verhindern. Die Intervention beim Standartenführer Lurker in dieser Angelegenheit brachte ihm eine schwere Rüge ein, die mit einer Androhung verbunden war, ihn selbst auszusiedeln, wenn er sich weiterhin für die Slowenen einsetzen würde.

Partisanentätigkeit hat es in unserem Bereich kaum gegeben. Es gab eine große Aufregung, als eines Nachts die Partisanen in die Trafik unseres Ortes eindrangen und Zigaretten und Tabakwaren entwendeten. Man erzählte später, daß es ein abgekarter Überfall war. Möglich.

In der Rückschau wundere ich mich über diese große Naivität, mit der unsere gesamte Familie deutscher Nationalität behaftet war. Meine Eltern hatten schon im Jahre 1919 einen Umsturz durchgemacht. Damals haben die Serben das Gebiet bis zur jetzigen Grenze besetzt. Ein Hauptmann namens Tesanovic kam in unser Haus, stellte sich vor, küßte meiner Mutter die Hand und erklärte in reinem Deutsch, daß er hier sein Quartier aufschlagen werde. In der Folgezeit hat sich ein gutes Verhältnis, ja sogar eine Freundschaft zu ihm entwickelt, die bis zum Jahre 1941 dauerte. Hauptmann Tesanovic ist dann wieder nach Belgrad zurückgekehrt, wurde in den darauffolgenden Jahren zum General befördert und war Militärattaché der jugoslawischen Regierung in der CSR.

Jedes Mal, wenn er von Belgrad nach Prag fuhr, machte er in Marburg Station, nahm sich ein Taxi und kam zu uns nach Pößnitz auf Besuch. Die Leute wunderten sich, was wohl ein jugoslawischer General bei der deutschen Familie Weingerl mache.

1945 verließen wir unsere Heimat nicht, weil wir ein reines Gewissen hatten, außerdem wurden Gerüchte verbreitet, daß all jene, die keine blutigen Hände hatten, nichts zu befürchten hätten. Der Umsturz war da. Mein Vater wurde sofort von unserem Nachbarn, dessen Firmpate er war und der zehn oder vierzehn Tage vor dem Umsturz zu den Partisanen übergewechselt war, verhaftet. Mein älterer Bruder hat sich trotz Warnung freiwillig gemeldet, ebenso mein jüngerer Bruder, der von der Wehrmacht zurückkam. Ich war zu dieser Zeit schon in der jugoslawischen Armee. Die in Pößnitz verhafteten Deutschen wurden in die Schule nach St. Peter bei Marburg überstellt, dort an der Drau in den Morgenstunden des 25. Mai 1945 ohne irgendein Gerichtsverfahren – es waren 40 Leute – erschossen. Die Leichen hat die Bevölkerung verscharrt und zu Allerheiligen mit Kerzen und Blumen geschmückt. Die Geheimpolizei OZNA war jedoch damit nicht einverstanden und hat die Gräber eingeebnet.

Unser gesamtes Vermögen wurde mit Bescheiden vom 27. 8. 1945, das war drei Monate nach der Exekution, beschlagnahmt. Begründung: „Auf Grund amtlicher Angaben ist festgestellt, daß der oben genannte eine Person deutscher Nationalität ist. Wohnort, jetzt unbekannt, im Gefängnis.“ Mein Vater war schon 3 Monate tot.

Meinen Haß oder sonstige Emotionen habe ich abgebaut, eine bittere Erkenntnis aber bleibt: Die Personen, die an der am 29. 5. 1945 stattgefundenen Exekution anwesend waren und mitgewirkt haben, sind mir bekannt, sie waren teilweise unsere Nachbarn und gute Bekannte. Sie kommen sogar nach Graz zum Einkauf und werden wahrscheinlich ihre grausame Tat, die sie gesetzt haben, nie einsehen und werden wahrscheinlich auch nicht zur Verantwortung gezogen werden, denn Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit hat in der Politik keine Priorität.

Vielleicht einmal doch? Denn „bozji mlini meljejo pocasia ampak gvismo“ – Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher ...

Dr. Alexander Weingerl war von 1995 bis 2005 Erster Zahlmeister unseres AKVS. Schon davor und auch noch danach hat er mit großer Regelmäßigkeit an nahezu allen Veranstaltungen unseres Verbandes teilgenommen – mit einer ebenso berührenden wie bezeichnenden Ausnahme: Als die Marburger „Brücken“ den Ausklang einer Veranstaltung in einem Marburger Vorortegasthof angesetzt hatten, entschlug sich Weingerl der Teilnahme mit den Worten: „Vor diesem Lokal ist mein Bruder von Partisanen erschossen worden.“

Hildegard Nagy (1928–2021):

**„Im Jahre 1948 bin ich als
Junglehrerin nach Leutschach gekom-
men“**

Wir bringen hier auszugsweise einen Beitrag von Hildegard Nagy, der unter der Reihe „Zeitzeugen berichten“ (offenbar mündlich von Monika Jaklitsch für die Rebenland-Chronik aufgenommen wurde. Diese gemeinsame Chronik der (damals noch eigenständigen) Gemeinden Eichberg-Trautenburg, Glanz an der Weinstraße, Leutschach und Schloßberg wurde im Jahre 2004 von Alexander Wilhelm herausgegeben (© Classic Marketing & Mediendesign).

Ich war noch Schülerin im Winter 1946/47. Da waren die Engländer Besatzer in Leutschach. Wir haben gewußt, daß Tito noch immer unser Gebiet beansprucht. Es wurde den Alliierten immer gesagt am grünen Tisch, das Gebiet bis Wildon hinauf beansprucht er, weil bis in diese Gegend Slowenisch gesprochen wird. Jetzt können Sie sich unsere Angst vorstellen, wenn jemand Slowenisch sprach.

Wir Schüler [...] haben einmal zwei Nächte hindurch Plakate geschrieben, weil wir gewußt haben, der englische Hochkommissar kommt nach Leutschach; und wir müssen demonstrieren, daß wir nicht zum Tito hinunterkommen. Junge Lehrer haben sich dann von Hauswand zu Hauswand geschlichen, weil es auch von unserer Gemeinde aus verboten war, zu plakätieren.

Der Hochkommissar ist dann in Zivil gekommen, um Tito nicht zu verärgern, gemeinsam mit dem alten Krainer [*Josef Krainer, Landeshauptmann 1948–1971*],



Hildegard Nagy

der damals noch nicht Landeshauptmann war, sondern nur Landesrat. [...] Wir haben dann jahrzehntelang die [*slowenische*] Sprache abgelehnt.

In meinen letzten Lehrjahren in Leutschach hat einmal ein junges Mädchen uns Vorwürfe gemacht, warum wir nicht Slowenisch sprechen. Da war der Tito aber schon gestorben. Dann habe ich einen Artikel ins Rebenblatt [*s' Rebenblattl – Gemeindezeitung der Marktgemeinde Leutschach*] gegeben mit der Bitte: „Lernen Sie Slowenisch – wir haben damals unsere Gründe gehabt, es nicht zu sprechen.“ [...]

Im Jahre 1948 bin ich als Junglehrerin nach Leutschach gekommen; es hat bereits zwei Schulen gegeben, die Knabenvolksschule und die Mädchenvolksschule.

Die Mädchenvolksschule war die sogenannte Klosterschule, die 1882 gegründet worden war und in die ich noch als Kind gegangen bin. Diese Schule wurde 1945 von den Engländern besetzt und war schrecklich abgehaust. Dort hat die Gemeinde sehr viel tun müssen [...] Ich bin also 1948 [als Lehrerin] in die Knabenvolksschule und schon 1949 in diese Mädchenvolksschule gekommen. [...] Meine Kanzlei war ein Lehrmittelzimmer, das ca. zehn Quadratmeter groß war. Wenn wir zu Weihnachten vom Kulturverband Graz beschenkt worden sind mit Sachspenden, sind die Schachteln dort drinnen gestanden; ich mußte achtmal über die Schachteln steigen, nur um zu meinem Schreibtisch zu gelangen. Dann haben die Lehrer an drei, vier Nachmittagen freiwillig die Schachteln ausgepackt. Man hat sich gefreut, daß man etwas zum Verschenken gehabt hat.

1983 bin ich dann in Pension gegangen. 1984 ist die Mädchenschule mit der Knabenschule zusammengelegt worden, und heute [besteht] eine gemischte Volksschule.

Durch meine Eltern kam ich zum Deutschvölkischen Bergverein [vermutlich

Deutscher Alpenverein – Anm. d. Red.]. Da hatten wir in Leutschach eine Gruppe, und ich mußte mit 7 Jahren [1935] austreten, sonst hätten mich die Klosterschwester nicht in die Schule aufgenommen. Ich habe vier Jahre die Klosterschule absolviert, in der 4. Klasse kam der Umsturz 1938. [...]

Das Gasthaus Kniely, in dem heute das Kulturhaus untergebracht ist, war eines der sogenannten Nobelgasthäuser von Leutschach. Der Wirt war ein sehr kulturbeflissener Mann und wollte ein Kernstockstüberl einrichten und für die Eröffnung Ottokar Kernstock persönlich einladen. Das Plakat von der Eröffnung hängt heute noch im Kulturhaus. [Wie die Schriftleitung von der Leitung des Kulturhauses erfährt, ist das Plakat seit etwa 20 Jahren nicht mehr dort angebracht.]

Frau OSR Hildegard Nagy war von 1960 bis 1983 Direktorin der Volksschule Leutschach, Ehrenbürgerin der Marktgemeinde Leutschach und von 1985 bis 2005 Obfrau sowie musikalische Leiterin des Frauensingkreises Leutschach. Über Jahrzehnte war sie in der Hauptleitung des AKVS tätig, wiederholt hat sie unsere Weihnachtsfeiern gestaltet.

„STEIERMARK-SCHAU“ in vier Teilen

Seit 15 Jahren hatte es keine Landesausstellung in der Steiermark gegeben – allen Schwierigkeiten durch die Corona-Pandemie zum Trotz wurde Anfang April 2021 „STEIERMARK SCHAU“ als „Ausstellung des Landes in neuem Gewand“ eröffnet. Die Schau war als Standortbestimmung in vier Kapiteln konzipiert, die sich mit gesellschaftlichen Fragen in der Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Steiermark beschäftigten; der ebenfalls gestellten Frage nach der Identität der Menschen versuchte man aus der Perspektive von Kunst und Kultur nachzugehen.

Für das erste Kapitel („wer wir sind“) war ein mobiler Pavillon mit einer spekta-

kulären Lichtinstallation geschaffen worden, der nach der Eröffnung auf dem Heldenplatz in Wien in den vier steirischen Gemeinden Hartberg, Spielberg, Schladming und Bad Radkersburg Station machte. Die drei weiteren Teile der Schau wurden an drei Standorten des Universalmuseums Joanneum in Graz präsentiert.

Wer wir sind

Herzstück des Pavillons war eine 50 Meter lange Panoramaleinwand für die Video-Beiträge von 24 mehrheitlich jungen Künstlern (mit Steiermark-Bezug), die sich auf unterschiedlichste Weise mit den Themen Landschaft, Vielfalt, Kunst, Raum in der Steiermark beschäftigten. Land-



Mobiler Pavillon in Wien

schaften prägen den Alltag der Menschen, diese wiederum verändern durch ihr Tun die Landschaft: Die Künstler zeigten also keine vordergründig idyllischen Landschaftsteile, sondern „Landschaftsskizzen“, mit denen sie durch einen neuen Blick auf das Vertraute ihre Auseinandersetzung mit ökologischen (Stefanie Weberhofer: Tot Eis Boden; Michael Goldgruber: Waldstück), wirtschaftlichen (Anita Witek: Schall und Rauch), sozialen (Zweintopf: Geschäftsfelder; Georg Oberhumer: Wurst) und ästhetischen (Andreas Heller / Karl Wratschko: Riegersburg; Susanne Miggitsch: Mur) Aspekten sichtbar machten.

Daneben befaßten sich Wissensbeiträge mit speziellen Themen: Christoph Grill zeigte in den „Kontaminierten Landschaften“ Ansichten jener Räume, in denen Spuren des NS-Terrors nachgewiesen wurden. Der Beitrag „Sprachenlandschaft Steiermark“ gab einen Einblick in die große, vor allem durch Migration entstandene Vielfalt der Sprachen in der Steiermark: 150 Sprachen aus aller Welt sind hier zu hören, viele kleinere sind im öffentlichen Raum kaum wahrnehmbar. Ausführlich wurde auf die Bedeutung des Slowenischen in der Steiermark in Vergangenheit und Gegenwart eingegangen.

Was war. Historische Räume und Landschaften

Im Museum für Geschichte konnte man eine Wanderung durch Zeit und Raum unternehmen, dabei wurde vor allem das Wechselspiel von Mensch und Natur beleuchtet: wie Menschen beim Bau ihrer Siedlungen die natürlichen Gegebenheiten

ihres Umfeldes nach ihren Bedürfnissen veränderten (z. B.: Flavia Solva, Frauenberg), welche Voraussetzungen für den Bau einer Burg zur Sicherung politischer Herrschaft nötig waren (Plan der Burg Deutschlandsberg); Karten (Grabenland im Unteren Murtal) und Modelle verwiesen auf das Entstehen südoststeirischer Dörfer im Mittelalter (verbreitete Dorftypen: Siebing, Lichendorf, Zeltling).

Demographische und wirtschaftliche Entwicklungen führten im Mittelalter zur Entstehung neuer Ballungsräume an Verkehrs- und Handelswegen. Am Beispiel Oberwölz und Leoben wurden die Merkmale von organisch gewachsenen oder planmäßig angelegten Städten nachgezeichnet und gezeigt, wie die räumliche Entwicklung einer Stadt durch die Natur bestimmt war.

Ein Kapitel der Ausstellung beschäftigte sich mit der „Welt des Glaubens“ und dem bedeutenden Einfluß, den die Katholische Kirche auf die Gestaltung ihres räumlichen Umfeldes hatte: einerseits durch die von ihren Klöstern und Gutshöfen durchgeführten Rodungen zur Gewinnung von landwirtschaftlichen Nutzflächen, andererseits wurden Klosteranlagen (Modell von Stift Admont), Pfarr- und Wallfahrtskirchen (Modelle von Mariazell, St. Anna in Murau, Peterskirche in St. Lambrecht, Frauenburg) zu Zentren spirituellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens.

Wie die Kirche, so machten auch die Landesherren ihre Bedeutung durch die Architektur sichtbar. Die Grazer Burg wurde zur fürstlichen Residenz ausgebaut, ebenso bauten viele Grundherren am Land

ihre Burgen zu repräsentativen Schlössern aus (Alt-Kainach, Hollenegg). Die Ost- und Südoststeiermark wurde durch die Jahrhunderte währende Bedrohung durch die Osmanen zu einer „Wehrlandschaft“ mit einem dichten Netz an Wehranlagen (Kuruzzenwall Radkersburg, befestigte Stadt Fürstenfeld, Feldbacher Tabor, Riegersburg).



Radwerk IV, Vordernberg (Schnittmodell)

Das Zeitalter der Industrialisierung führte zu einer anderen Art von Landnahme mit massiven Eingriffen in die Natur. Am Beispiel Donawitz wurde das Entstehen einer „Produktionslandschaft“ mit Fabriksgebäuden, Transportwegen, Arbeiterkolonien und ihrer nötigen Infrastruktur nachgezeichnet. Auf die Schattenseiten der Industrialisierung (Luftverschmutzung, Lärm, Krankheiten) und die Sehnsucht der Menschen nach einer gesunden Umwelt wiesen einige Modelle von Almhütten auf den Bergen des Ennstales hin.

Gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts erlebten die Städte im Zuge ihres Wachstums einen bedeutenden Modernisierungsschub durch den Ausbau von Eisenbahn, Elektrizität, Krankenhäusern, Schulen usw.; vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg und bis heute erhalten große Teile der Landschaft durch die rasant entwickelte Entwicklung des Wohnbaus und der Mobilität, durch das geänderte Arbeits-, Konsum- und Freizeitverhalten der Menschen ein „neues“ Gesicht (Gewerbeparks, Fabriken, Einkaufszentren, Parkhäuser, Autobahnen, Flugplätze, Schipisten, Golfplätze etc.) – und die Umgestaltung unserer Landwirtschaft wird durch Photovoltaikanlagen und Windparks noch viel radikaler erfolgen ...

Wie es ist. Welten, Wandel, Perspektiven

Im neu gestalteten und frisch eröffneten Volkskundemuseum konnte man dem gewohnten Alten genauso wie der jüngsten Vergangenheit begegnen; dieser Teil der Steiermark-Schau bleibt als permanente Ausstellung erhalten, die aber – das Volkskundemuseum der Gegenwart versteht sich als „Drehscheibe für Wissenstransfer und soziale Interaktion“ – stetig weiterentwickelt und verändert werden soll.

Im Eingangsbereich des Hauptgebäudes erwartete den Besucher eine Reihe von aus Holz gefertigten Modellen, welche die architektonische Entwicklung des Museumskomplexes und seine Nutzungsgeschichte (Kirche und Kapuzinerkloster, Irenanstalt) über 420 Jahre nachzeichnen. 1913 erhielt Viktor Geramb die Bewilli-



Rauchstube im Volkskundemuseum

gung, in dem ausgedienten Gebäude die „Volkskundliche Abteilung“ des Steiermärkischen Landesmuseums zu errichten – der entsprechende Eintrag in Gerambs Kalender ist hier zu sehen. Die Rauchstube wurde 1914 von einem Bauernhof auf der Pack hierher übertragen und bildet heute noch das Herzstück des Museums. In diesem historischen Wohnraum spielte sich ein Großteil des bäuerlichen Lebens ab, und wir können uns heute noch ein unmittelbares Bild über das Arbeiten, Wohnen, die Kinderbetreuung und das Zusammensein in früheren Jahrhunderten machen. Direkt an die Rauchstube angeschlossen findet sich eine maßstabgetreu in Schaumstoff nachgebaute „Rauchstube“ als „akustischer Erlebnisraum“, in dem heutige „Einraumbewohner“ über ihre alltäglichen Erfahrungen mit dem Wohnen sprechen.

Von ähnlicher Bedeutung für das Museum wie die Rauchstube ist der 1938 eröffnete Trachtensaal mit den eindrucksvollen, lebensgroßen 42 Holzfigurinen, anhand derer die Entwicklung der Kleidung in der Steiermark von der Urgeschichte bis ins frühe 20. Jahrhundert dargestellt wird.

Die Farbe Steiermark

Im ersten von den vier Ausstellungsmodulen wurde der Bedeutung und Symbolik der Farbe Grün nachgegangen, die uns im öffentlichen Leben auf Schritt und Tritt begegnet, so etwa im Landeswappen und im Wappen der Stadt Graz, bei den Grazer Stadtbussen, für Sitzbänke und Wegweiser. Das Grün schafft positive Assoziationen zu Bodenständigkeit (grüner Wetterfleck von Hanns Koren), Natur, Wachstum und Umwelt(schutz) und wurde rasch vom Tourismus für die Werbung ent-

deckt: die „grüne“ Mark; Steiermark – das „grüne Herz Österreichs“.

Uns geht es gut?

Dieser Ausstellungsteil beleuchtete Selbstbilder der Steirer, ebenso das Selbstverständnis der Steiermark als beliebte Tourismusregion, als Bildungsregion, als Industrieregion mit hoher Forschungskapazität und als Region mit prägenden Entwicklungen im Bereich der Mobilität.

Regionale Produkte auf dem Nahrungsmittelsektor (wie der steirische Apfel, das Kernöl, die Käferbohnen, das Sulmtaler Huhn) wurden zu Aushängeschildern und einem wichtigen Wirtschaftsfaktor; kritische Fragen werden aber heute auch zu den dahinterstehenden Marktstrategien und den Bedingungen in der Produktion gestellt.

Statistische Daten gaben Auskunft über das „Bildungsbedürfnis“ und Bildungsangebot der Steiermark – mit den zahlreichen Schulstandorten, den Universitäten in Graz und Leoben, den Pädagogischen Hochschulen und Fachhochschulen besitzt die Steiermark heute bedeutende Bildungseinrichtungen. Ausgewählte Bilder und Dokumente (Schulwege, Stundenpläne) wiesen auf die wechselhafte Bildungsgeschichte und -politik hin.

Das vielschichtige Thema Mobilität streifte viele Fragen wie Wandel und Zunahme der Mobilität (vom ersten Puchrad zum Formel-1-Rennen in Spielberg), Auswirkungen auf die Umwelt und kritische Auseinandersetzung mit diesen (Bewegung „Fridays for Future“), wachsendes Umdenken im Mobilitätsverhalten („Pro-Bim in Graz“), Migrationsbewegungen in Vergangenheit und Gegenwart.

Meine Welt, deine Welt und wie kommen wir zusammen?

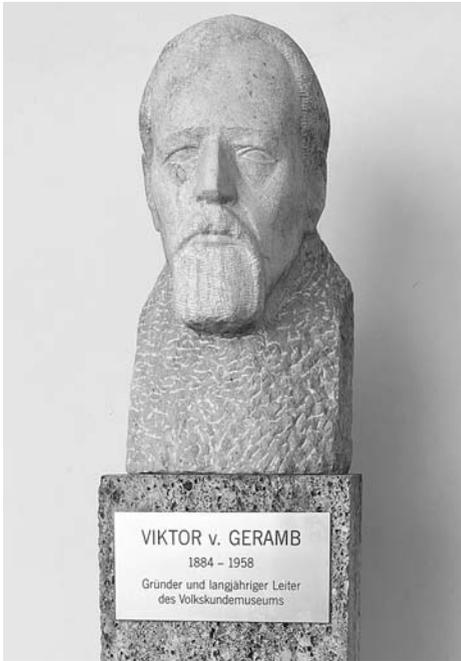
Die Frage, wie wir zueinander in Beziehung treten und miteinander (gegebenfalls auch politically correct) leben wollen, ist immer neu zu beantworten – heute wird die Art des gesellschaftlichen Lebens wesentlich durch die Nutzung digitaler Techniken (vom Walkie-Talkie, dem ersten Handy zu den leistungsstarken Smartphones) beeinflusst. Zusammenleben erfordert Akzeptanz von Anders-Sein, gemeinsame Werte können verbinden und Ideen durchsetzen (Erklärung von Graz als „Stadt der Menschenrechte“).

Was wird sein?

Ein Blick auf vier ausgewählte historische Krisensituationen in der Steiermark



Erzherzog Johann (Holzskulptur von Wilhelm Gösser)



Viktor (von) Geramb, Büste im Volkskundemuseum

zeigte, wie man jene damals bewältigte – vieles scheint uns auch für heute Geltung zu haben: Vor der Aufklärung suchten die Menschen in Notlagen zumeist Unterstützung im Glauben (und Aberglauben), bei spirituellen Praktiken. Als sich die Steiermark zu Beginn des 19. Jahrhunderts in einer ökonomisch schwierigen Zeit befand, trat mit Erzherzog Johann ein bedeutender Reformator von Industrie, Eisenbahnwesen, Landwirtschaft und Bildung auf den Plan, der sich aber zugleich auch für die Bewahrung der traditionellen Bau- und Lebenskultur einsetzte. In der durch soziale und politische Spannungen geprägten Zeit der 1930er-Jahre wandte man sich wieder verstärkt der heimatlichen

Kultur zu – Viktor Geramb hatte sein 1914 gegründetes Volkskundemuseum stets als Stätte zur Pflege heimatlichen Kulturgutes verstanden und verfolgte diese Linie mit dem Steirischen Heimatwerk (1934 eröffnet) und der Errichtung des Trachtensaales (1938) weiter. Bilder vom „Steirischen Volkstag“ (erstmalig 1936 in 350 Orten der Steiermark begangen) zeigen, wie dieser als Fest des „Steirertums“ und seiner bodenständigen Kultur gefeiert wurde. Unwillkürlich drängt sich hier der Vergleich mit dem heute so populären „Aufsteirern“ auf.

Als die internationale Stahlkrise um 1980 auch die Industrieregion der Obersteiermark unter massiven Druck setzte, begann man im Geiste Erzherzog Johanns neue wirtschaftliche Strukturen aufzubauen, flexibel agierende Unternehmen zu fördern, hochtechnologische Produkte zu entwickeln (Donawitzer Eisenbahnschienen) und neue Wege der Revitalisierung zu beschreiten (Tunnelforschungszentrum im Erzberg; Alpin Resort Eisenerz).

Was wird sein? Ein Blick in die Zukunft ist uns nicht möglich, wir hoffen aber auf die immer wieder neu sich zeigende Innovationskraft der Menschen in der Steiermark.

Vom Morgen im Heute. Was wird sein?

Ziel dieses vierten Teiles der Steiermark-Schau im Grazer Kunsthaus war es, dem Besucher nicht einen großen Zukunftsentwurf, sondern eine Unzahl von Zukunftsmöglichkeiten vorzustellen. Unterschiedlichste Unternehmen, Initiativen, Vereine, Forschungseinrichtungen und

Künstler beschäftigten sich mit ökologischen, ökonomischen, sozialen, und kulturellen Aspekten des weitschweifigen Themenkomplexes.

Breiten Raum nahm das Thema „Arbeit“ und ihre Wertschätzung ein. Dabei wurde gezeigt, wie sich Vorstellungen von Arbeit und Zusammenarbeit geändert haben (Online-Spieler und ihre Follower), wie durch den Einzug der Digitalisierung einerseits Arbeitslosigkeit und neue Formen von Ausbeutung, aber auch neue Chancen entstehen. Künstliche Intelligenz kann hilfreich sein (im medizinischen Bereich, bei der Automatisierung von monotonen Tätigkeiten), birgt aber auch

Gefahren, da Algorithmen nicht nach ethischen Grundsätzen und bei Fehlern nicht nach Kriterien der Verantwortlichkeit entscheiden.

Die sogenannten Care-Berufe stellen die Gesellschaft vor große Herausforderungen, denn eine Reihe offener Fragen wie Mangel an Arbeitskräften, Entlohnung und Status in der Gesellschaft sind in keiner Weise gelöst (Interessantes Projekt „Zeitpolster“: Durch das Engagement für andere wird ein persönlicher „Stundenpolster“ für die eigene Betreuung angespart).

Arbeit geht immer einher mit dem Verbrauch von Ressourcen, wodurch sich



Elektronikmüll in der Landschaft

wieder existentielle Fragen ergeben: Verteilung und sparsamer Umgang mit Rohstoffen, Wahl von erneuerbaren, ökologisch abbaubaren Materialien (Vermeidung von Plastikmüll; vermehrte Verwendung von Holz als Baustoff), Kreislaufwirtschaft, Natur- und Artenschutz (Reduzierung des Fleischkonsums).

Arbeit ist mit Mobilität verknüpft, Waren- und Personenverkehr beanspruchen große Teile des städtischen Raumes (Einkaufszentren) und angrenzenden Umlandes (Bau von Logistik- und Verteilerzentren). Ein Netzwerk von Firmen arbeitet an Lösungen für alternative Antriebssysteme (mit erneuerbarer Energie) und entwickelt autonome Fahrzeuge (Firma AVL: Modell eines selbstfahrenden Autos), wodurch aber der Mobilitätsbedarf nicht gesenkt wird. Ohne aktive Mobilität (Radfahren, Zufußgehen), Nutzung der öffentlichen Verkehrsmittel und Sharing-Modellen wird es keine Lösung des Problems geben.

Viele Überlegungen zu einer nachhaltigen, gemeinwohlorientierten Lebensweise mündeten in der Entwicklung von solidarischen Organisationsformen (Projekt der Weizer Schafbauern; Biozentrum Grottenhof) oder gemeinschaftlich wirtschaftenden Betrieben (neue Genossenschaften); auch über neue Formen des kooperativen Wohnens (selbstorganisierte Miethausprojekte) wurde nachgedacht.

Kreative Ideen und gemeinschaftliches Handeln brachten erste Erfolge in Orten der Obersteiermark, die vom Strukturwandel besonders betroffen sind: Für die leerstehende Bergarbeitersiedlung Münichthal in Eisenerz wurde durch das Projekt „Urban Camping“ eine neue Nutzung ent-



Steirischer Wassermann – „Eisen für immerdar“ (Darstellung von Eva Koppler)

wickelt. Nach dem Prinzip „Krapfen statt Donut“ („Donuts“ bezeichnen Orte, deren Ortskerne verödet sind) entwickelte das Beteiligungsbüro Nonconform gemeinsam mit den Bürgern von Trofaiach neues Leben für den Stadtkern, was in einem eindrucksvollen Video über die Herstellung von Krapfen in einer Bäckerei nachverfolgt werden konnte.

Zuletzt steht man in der gläsernen „Needle“ des Kunsthouses vor einem Trümmerfeld menschlicher Zivilisation – aus dem Schutt hervorwachsende zarte Pflanzen und Vogelstimmen lassen aber doch Hoffnung aufkommen, daß sich das Leben durchsetzen wird. Mit uns Menschen?

Nachbetrachtung

Wer sich die Mühe machte, alle vier Ausstellungen zu besuchen, mußte eine gehörige Menge an Energie aufwenden, wenn er nicht nur „locker“ durch die Räume spazieren, sondern sich auch mit den gebotenen Themen auseinandersetzen wollte. Was „die Räume“ betrifft: Im Museum für Geschichte und im Volkskundemuseum folgte die Gliederung der Ausstellung der Anordnung der Räume, wodurch schon ein „roter Faden“ gegeben war. Im Kunsthaus war es ziemlich schwierig, sich in den auf mehrere Ebenen aufgeteilten, riesigen und ziemlich dunkel gehaltenen Räumen zurechtzufinden und eine Logik in der Abfolge der Themen finden zu können – ohne die Hilfe des aufliegenden Katalogteils wäre der Erkenntnisgewinn durch den Besuch dieser Ausstellung eher klein geraten, da man auch die erläuternden Texte wegen der schlechten Ausleuchtung kaum lesen konnte.

Die behandelten Themen der „Steiermarkschau“ waren durchaus interessant – viele der angesprochenen Probleme brauchen ja eine dringende Lösung – und zumeist auch optisch ansprechend dargestellt. Manche Themen (ökologische, ökonomische, soziale Aspekte, Mobilität) wurden aber in allen vier Ausstellungen „breitgetreten“, und das wirkte ermüdend; mehr Konzentration hätte nicht geschadet.

Was mich besonders irritierte: Ich besuchte die drei Grazer Ausstellungen gemeinsam mit einer Bekannten gegen Ende der „Laufzeit“. Wir nahmen uns jeweils einige Stunden Zeit dafür und waren im Museum für Geschichte und im Volkskundemuseum die einzigen Besucher. Im Kunsthaus gab es noch einige weitere Interessenten, aber berauschend war der Besuch auch dort nicht.

Reingard Peters



Bonmot zum Gendern!

Andrea Schurian in der Wiener Tageszeitung „Die Presse“ (22. 2. 2022):

Vielleicht könnte die Bildungs- und Umerziehungsanstalt am Küniglberg¹ sich und ihrem Publikum einen Grammatikschnellkurs in Sachen Genus und Sexus, also bezüglich des Unterschiedes zwischen grammatikalischem und biologischem Geschlecht, gönnen. Das Mädchen (n), die Frau (f), der Vamp (m) – hui, daß es das gibt! Freilich wird die Sprache aus ehrenwerten Absichten – nämlich zur Sichtbar(er)machung von Frauen und LGBTQIA+-Menschen² – derart sexualisiert. Zielführender wäre allerdings, Klartext zu reden über Frauenrechte, weibliche (Alters-)Armut, strukturelle Benachteiligung von und Gewalt gegen Frauen ...

Bonmot – gutes Wort? Fürwahr!

1 ORF (Anm. d. Schriftl.)

2 Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transsexuelle, Homosexuelle, Zwitter, Asexuelle

Ave-Maria in 12 Variationen

Advent- und Weihnachtskonzert des Hugo-Wolf-Kammerchores

Trotz aller Probleme mit der Covid-19-Pandemie hat unser Hugo-Wolf-Kammerchor sein mittlerweile traditionelles Advent-Weihnachts-Konzert auch im Jahr 2021 aufgeführt, und das zahlreiche Publikum bewies, daß unser Hugo-Wolf-Chor in Marburg wegen besonderer Qualität sehr beliebt ist. Der Kulturverein der deutschsprachigen Frauen „Brücken“ sorgte gemeinsam mit Pfarrer Stanko Praznik dafür, daß die vorgeschriebenen Bedingungen für eine sichere Veranstaltung eingehalten wurden.

Dieses Konzert war schon die zweite Veranstaltung, die – nach einer Idee von Chorleiter Aleš Marčič – dem 200-Jahr-Jubiläum der Errichtung der „Maria Immaculata“ (zur unbefleckten Empfäng-

nis Mariae) gewidmet wurde. Die Kapelle, die auf der Spitze des Pyramidenberges (von den Marburgern kurz „Piramida“ – die Pyramide genannt) steht, ist ein typisches Wahrzeichen der Stadt Marburg, worüber die meisten Leute aber nicht viel wissen. Die Kapelle befindet sich an der Stelle der ehemaligen „Marchburg“, nach deren Verfall die Burg durch eine steinerne Pyramide ersetzt wurde – nach dieser Pyramide hat der Hügel seinen heutigen Namen bekommen. Nach deren Zerstörung durch Blitzschlag wurde die Marienkapelle für die Schutzpatronin der Stadt errichtet.

Es gibt eine symbolische Verbindung zwischen der Kapelle auf der Pyramide und der Kirche in Pobersch/Pobřežje (südöstlicher Vorort von Marburg), da beide der



Der Hugo-Wolf-Chor in der Poberscher Kirche

„Maria Immaculata“ gewidmet sind, und so war auch der Titel des zweiten Konzertes IMMACULATA.

Die erste Veranstaltung, Maria gewidmet, hatte bereits während der Weinlese vor der Kapelle auf der Pyramide stattgefunden. Der Chor präsentierte erstmals sieben Lieder aus der Suite „Aus unseren Weinbergen“ von Dragutin Križanič und sieben Lieder anderer Komponisten, die dem Wein gewidmet sind, darunter zwei von Andrej Makor. Dieses Konzert wurde in der Stadt auf der Wiese hinter dem Schloß wiederholt.

Das zweite Konzert fand am 11. Dezember 2021 in der neuen Kirche von Pobersch statt. Der künstlerische Leiter des Kammerchors, Aleš Marčič, konzipierte das Immaculata-Konzertprogramm so, daß die berühmtesten Marienlieder aufgeführt wurden. So erklang das „Ave Maria“ in zwölf Versionen, darunter das eindrucksvolle „Ave“ des Marburger Komponisten Prof. Maksimiljan Feguš. Neun Werke erklangen solistisch mit Orgelbegleitung (am Instrument Matej Podstenšek. Alle Solisten kamen aus den Reihen des Hugo-Wolf-Chores und erhielten für ihren Gesang sehr viel Applaus.

Höhepunkt des heurigen Konzertes war jedoch die Uraufführung von Andrej Mákors Komposition „Pulchra ut Luna“ (Schön wie der Mond), deren Titel aus Salomos Hohem Lied stammt und vom kürzlich verstorbenen Bischof Jožef Smej als Inschrift in der Marienkirche von Pobersch angebracht wurde. Das Werk wurde mit großem Applaus aufgenommen. Der anwesende Komponist war mit der Uraufführung sehr zufrieden, er hatte das Werk eigens für diesen Anlaß geschaffen und unserem Chor gewidmet.

Dieses Advent-Weihnachts-Konzert war ein Höhepunkt im kulturellen Jahresgeschehen. Als besonderen konnten wir die neue Botschafterin der Republik Österreich in Slowenien, Mag. Elisabeth Ellison-Kramer, begrüßen, die in ihrer Ansprache die Arbeit des Kulturvereins deutschsprachiger Frauen „Brücken“ und des Hugo-Wolf-Kammerchores lobte – und als herausragendes Beispiel der kulturellen Zusammenarbeit zweier Nachbarvölker und als Vorbild dafür, wie Kunst und Kultur das Leben der deutschsprachigen Volksgruppe in Slowenien bereichern können.

Jan Schaller (Brücken)



Das Land
Steiermark

→ Volkskultur

Neuigkeiten aus Cilli

Wie die Tätigkeit anderer Organisationen war auch jene des (deutschen) Kulturvereines Cilli an der Sann durch die Corona-Pandemie stark beeinträchtigt. Nun berichtet der Obmann des Vereines, Andrej Ajdič, über erfreuliche Aktualitäten aus der Sannstadt:

Im Herbst beginnen wir wieder mit unseren Deutschkursen für Kinder und Erwachsene, wahrscheinlich organisieren wir schon im August dieses Jahres wiederum die Kinderwerkstätte der deutschen Sprache im Cillier Stadtpark.

In der Zwischenzeit hat uns die neue österreichische Botschafterin in Laibach,

Mag. Elisabeth Ellison-Kramer, in Cilli besucht. Die Renovierungsarbeiten des Vereinslokals gehen zu Ende, sodaß wir uns wieder neuen Herausforderungen stellen können.

Beim „Staatlichen Wettbewerb der deutschen Sprache“ in Luttenberg/ Ljutomer (16. Februar 2022) hat meine Tochter Astrid trotz starker Konkurrenz eine silberne Auszeichnung errungen. Das angefügte Bild aus der Cillier Lokalzeitung „Novi Tednik“ (Neues Wochenblatt) vom 17. März 2022 zeigt sie mit zwei weiteren Preisträgern.



Links im Bild: Astrid Ajdič



Aus dem Banater Bergland

Alexander-Tietz-Preis 2021: Der Alexander-Tietz-Preis ist die höchste Auszeichnung, die die Banater Berglanddeutschen jährlich für besondere Verdienste um das Banater Berglanddeutschtum vergeben. Traditionsgemäß wird am (um den) 9. Jänner, dem Geburtstag von Alexander Tietz, der Preisträger durch das Demokratische Forum der Banater Berglanddeutschen (DFBB) ausgewählt.

Für das Jahr 2021 wurde der Preis der Vorsitzenden des Ortsforums Bokschan/Bocşa des DFBB, Helene Rieser, zuerkannt. Frau Rieser (geb. 1938, als Buchhalterin tätig, zuletzt in der Finanzbuchhaltung der Bergbaudirektion in Bokschan) ist Gründungsmitglied des DFBB in Bokschan und wurde im Jänner 1990 in den Vorstand gewählt. Sie engagierte sich besonders für die Rechte der Rußland-Deportierten und den Erhalt der deutschen Grundschule in Bokschan. 1999 wurde sie zur Vorsitzenden des Ortsforums gewählt und für ihre Verdienste mit der Goldenen Ehrennadel des Forums der Deutschen im Banat geehrt. Pandemie-bedingt konnte der Alexander-Tietz-Preis erst am 18. November 2021 an Frau Rieser überreicht werden.

[Banater Zeitung,
Temeswar/Timişoara, 3. 12. 2021]

Tietz-Schwerpunkt zum Jahresauftakt. Die erste DFBB-Vorstandssitzung des Jahres findet traditionellerweise am 9. Jänner, dem Gründungstag des Demokratischen Forums der Banater Berglanddeutschen, statt. Da dieser Tag auch der

Geburtstag von Alexander Tietz (1898-1978, Schriftsteller, Pädagoge, Ethnograph) ist, wurde der bedeutende Namensgeber des deutschen Kulturzentrums der Stadt Reschitz/Reşiţa im Mehrzweckraum (des Alexander-Tietz-Zentrums) durch eine Foto-, Dokumentations- und Malereiausstellung gewürdigt.

Erinnert wurde zudem auch an dessen nicht so bekannte Schwester Margarete Cäcilie Josefa Tietz-Cocora (1902-1977) anlässlich ihres 120. Geburtstages: Nach ihrer Ausbildung am Budapester Konservatorium hatte sich aber Margarete Tietz-Cocora als Solistin, Pianistin und Komponistin, vor allem als Klavierlehrerin von später namhaften Interpreten und Musikwissenschaftlern einen Namen gemacht. – Für die Teilnehmer der erweiterten Vorstandssitzung brachte die Reschitzer Organistin Christine Maria Surdu am Piano des Alexander-Tietz-Zentrums die Komposition „Wiegenlied“ zu Gehör.

Seit Jahren wird am Geburtstag von Alexander Tietz der Träger des Alexander-Tietz-Preises durch das DFBB gewählt – für das Jahr 2022 erhält Dipl.-Ing. Anton Schulz (Gründungsmitglied des DFBB, Vorsitzender 1991 bis 1994, nach seiner Auswanderung aktives Mitglied im Heimatverband der Banater Berglanddeutschen in Deutschland) diese Auszeichnung.

[Allgemeine Deutsche Zeitung,
Bukarest, 8. 1. und 11. 1. 2022]

Rolf-Bossert-Gedächtnispreis

Zum Leben des Dichters

Der bedeutende rumäniendeutsche Dichter Rolf Bossert wurde 1952 in Reschitz/Reșița geboren, nach dem Abitur am deutschen Lyzeum absolvierte er das Studium der Germanistik und Anglistik in Bukarest. Zunächst arbeitete er als Deutschlehrer, in der Folge erhielt er in Bukarest eine Stelle als Programmleiter im Friedrich-Schiller-Kulturhaus und schließlich wurde er 1981 Lektor im Kunstbuchverlag Meridiane sowie im Kriterion-Verlag.

Bereits 1971 erschienen erste Gedichte Bosserts, 1972 wurde er Mitbegründer des Literaturkreises „Aktionsgruppe Banat“, dem u. a. Werner Kremm, Johann Lippet, William Totok, Anton Sterbling, Richard Wagner und Ernst Wichner angehörten. Die Aktionsgruppe geriet bald ins Visier der rumänischen Geheimpolizei Securitate, einzelne Mitglieder wurden schikaniert, und schließlich wurde die Gruppe 1975 aufgelöst.

Der Bukarester Kriterion-Verlag brachte 1979 Bosserts ersten Gedichtband „siebensachen“ heraus, für den der Dichter überraschend den Literaturpreis des Zentralkomitees des VKJ (Verband der Kommunistischen Jugend) erhielt. Weitere Erfolge auf literarischem Gebiet stellten sich ein, doch ein folgenschwerer tätlicher Angriff gegen Bossert und seinen Freund Klaus Hensel und die Zensur machten dem Dichter das Leben schwer. Als sich Rolf Bossert 1984 entschloß, mit seiner Familie Rumänien zu verlassen, verlor er sofort seinen Arbeitsplatz und durfte nicht mehr

publizieren. Vor seiner endlich genehmigten Ausreise (Dezember 1985) wurden alle seine Arbeitsunterlagen und Manuskripte beschlagnahmt. Nur wenige Wochen nach seiner Ankunft in Deutschland setzte er in einem Aussiedlerheim in Frankfurt/Main seinem Leben ein Ende – die Umstände seines Todes sind jedoch nicht restlos geklärt.

Der Rolf-Bossert-Gedächtnispreis

2019 wurde in Reschitz der Rolf-Bossert-Gedächtnispreis auf Anregung des Schriftstellers Hellmut Seiler ins Leben gerufen, um das Andenken an diesen außergewöhnlichen Dichter und sein Werk wachzuhalten (vgl. dazu Lot und Waage, 67/2-3, 2020, S. 34–35). Die Ausschrei-



Rolf Bossert

bung für diesen jährlich zu vergebenden Literaturpreis wendet sich nicht nur an rumäniendeutsche Lyriker, sondern an deutschsprachige Dichter weltweit.

Zwei Preisträger konnten bereits ausgezeichnet werden:

Alexander Estis (geboren 1986 in Moskau, 1996 mit seiner Familie nach Deutschland übersiedelt; Studium der deutschen und lateinischen Philologie, seit 2016 Dozent und freier Autor in Aarau, Schweiz) für das Jahr 2020;

Britta Lübbers (geboren 1960 in Meppen, Niedersachsen; Studium der Germanistik, Journalistin und Autorin in Oldenburg) für das Jahr 2021.

Zwei beeindruckende Dankesreden – zwei beeindruckende Zugänge

Aufgrund der Corona-bedingten Einschränkungen konnten die beiden Preisträger den Preis erst bei den „31. Deutschen Literaturtagen in Reschitza“ (26. bis 29. August 2021) entgegennehmen, ihre Dankesworte wurden in der Banater Zeitung (BZ Temeswar/Timișoara) vom 20. 10. 2021 (Alexander Estis) und jener vom 3. 11. 2021 (Britta Lübbers) abgedruckt. Aus diesen beiden Reden läßt sich eindrucksvoll entnehmen, welche ganz unterschiedlichen Zugänge Estis und Lübbers zu Rolf Bossert gefunden haben und wie intensiv sie sich mit dem Werk des Dichters auseinandersetzten. Damit dies auch der Leser dieses Beitrags nachvollziehen kann, sollen zunächst einige Gedichte Bosserts vorgestellt werden, die Einblick in den „*Weg des Dichters von den ersten poetischen Späßen, Sprachspielen, Gedichtparodien, Sati-*

*ren [...] bis zu den letzten hochkomplexen Bildkonzentrat*en“ geben können – so Gerhard Csejka in einer „Editorischen Notiz“ in dem von ihm herausgegebenen Band *Rolf Bossert: Ich steh auf den Treppen des Winds. Gesammelte Gedichte* (Schöffling & Co, Frankfurt/Main 2006). Alle folgenden Gedichte sind diesem Band entnommen.

In der ersten Schaffensperiode des Dichters (1972-1979) entstanden die vier folgenden Texte:

erklärung

„wir kämpfen
gegen schablonen und losungen“
nach dieser schablone
werden wir all unsere
losungen prägen

kleiner anzeiger

suche hund
mit 2 mäulern
der nicht schweigen muß
während er beißt

meinen weg

begehe ich täglich
still wie einen mord
in der stadt liegt ein
großer rechter winkel
nehme ich ihm die spitze
so lerne ich kennen
mehrere kleine gassen
über kurz oder lang
stehe ich auf der hauptstraße
ein kleiner killer nur
des gewaltigen alltags

Lied (Juni 1979)

Wohin mich mein Weg heute führt:
 Ich weiß es am Morgen noch nicht.
 Am Abend dann, peinlich berührt:
 Auf der Milchstraße wieder kein Licht!
 Verbotsschilder sprechen für sich.
 Und dennoch: Ich pfeif aufs Verbot!
 Im Sternenwald füttere ich
 Den Großen Bären mit Brot.
 So treib ichs seit einiger Zeit.
 Dem Herrgott begegne ich kaum,
 Ein paarmal nur seh ich ihn weit
 Verloren im krummen Raum.
 Langsam kommt dann die Müdigkeit auf:
 Ich habe das Trampeln verlernt.
 Ich schlage mein Himmelszelt auf,
 Einen Steinwurf vom Weltall entfernt.

Für **Alexander Estis** ist es wichtig, Bosserts „*Abdriften ins Surreale und Bizarre [...] als künstlerische Methode zu thematisieren.*“ Schon Richard Wagner habe zwar festgestellt, Bosserts „*Gedichte kommen im Alltagston eines Tucholsky*



Alexander Estis

daher, gewinnen aber der Alltäglichkeit immer wieder einen Sarkasmus ab, der das Böse scheinbar beherrschbar werden läßt, eine nicht seltene Haltung unter den kritischen Intellektuellen in Osteuropa. In der aphoristischen Zuspitzung wird das Gedicht zur Machtdomäne der Machtlosen“. Für Estis hat jedoch „das Element des Surrealen“ größere Bedeutung, „indem das Unvorhergesehene, Unkontrollierbare, Widervernünftige allenthalben durchbricht, entfaltet die durch literarische Formgebung nur scheinbar überwältigte Absurdität der Existenz [...] unterschwellig ihr Bedrohungspotential.“ Paranoides Denken sensibler Künstlernaturen in einem totalitären Staate könne (symbolisch verstanden) als „*Leitsymptom*“ bezeichnet werden.

Auch im neurotischen Denken meint Estis ein „*Leitsymptom*“ unseres heutigen Daseins zu erkennen, das Groteske sei dafür die trefflichste Ausdrucksform: „*Denn nichts legt die Beschaffenheit unserer Neurosen, unserer Ängste, unserer scheiternden Identifikationsversuche so präzise frei wie das Groteske. Nichts reproduziert so eindringlich die Empfindungen von Entfremdung, Verzweiflung und Hilflosigkeit [...]*“

In den folgenden zwei Gedichten (aus der Zeit 1983 bis 1985) werden die oben geschilderten Gefühle durch groteske, surreale Sprachbilder nacherlebbar.

Verletztes Lied (1983)

Mein Auge blieb weg, so
 Gabs keinen Schlag. Wer
 Rührte mich an: der Mitternachtstag.
 Die Knie

Ein Scharnier sind
 Sauber geölt. Ich
 Stürze aufs Pflaster und
 Fall auf die Welt. Die Kälte
 Schneidet den Kiefer
 Entzwei. Jetzt
 Wohnt mir im Mund
 Ein singender Brei. Das Auge

Der Traum (1985)

Mir träumt: Wenn schaurig hell das Land
 mich ruft
 Und ich noch Worte in den Lenden trage,
 Dann flüchte ich mich in die Steppengruft
 Und zähle Halme und geknickte Tage.
 So komm ich aus dem Schlaf, dem
 engen Raum,
 Ich fall mich an, als wär ich irres Lachen.
 Und aus der Gallen-Krone springt ein
 Stückchen Traum:
 Mein Morgen aus versteinertem
 Erwachen.
 Verdammt: Wer sich nicht schließt,
 ist ewig da
 Und läuft sich satt wie jene rote Wunde
 Die ich zu Mitternacht tief im Himmel sah,
 Als grinsendes Gebot der zwölften Stunde.
 Wem habe ich mich, hat mein Wort
 sich hingegeben?
 Ich lebe uns geschlossen aus dem Leben.

Alexander Estis selbst beschäftigt sich intensiv mit dem Absurden unserer Existenz – zur Illustration ein Beispiel aus seiner Feder aus „Kleines Neurotikon“:

Mit Entrüstung bemerke ich oft, daß ich das eine tun kann, indem ich das andere lasse. Ein ungeheures Bedauern befällt mich dann über all das, was ich nicht tun

kann, nur um das eine zu tun, eine Entrüstung über dieses unverhältnismäßige Opfer; und während ich das Ausmaß dieses Opfers begreife, versetze ich mich in eine untätige Starre.

Britta Lübberts schildert in ihrer Dankesrede ihren sehr persönlichen Zugang zu Bosserts Gedichten und die daraus resultierende intensive Auseinandersetzung mit ihrem eigenen Leben: Sie war 26 Jahre alt, als sich Bossert 1986 das Leben nahm, und befand sich gerade im Abschluß-Semester an der Universität. Von Bossert hörte sie erstmals ein Jahr später durch ein Interview, das Herta Müller (aus dem Kreis der „Aktionsgruppe“ und ebenfalls nach Deutschland ausgewandert) der taz (Die Tageszeitung, Berlin) gab.



Britta Lübberts

Ganz freimütig bekennt Lübbers: *Ich wußte nicht viel vom kommunistischen Rumänien, über die deutsche Minderheit dort nahezu nichts. An der Hochschule war ich in einer linken Gruppe engagiert. Die linken Uni-Gruppen legten ihren Fokus lieber auf die Militär-Diktaturen in Südamerika. Willkür und Terror in den Staaten des Warschauer Pakts wurden von Linken in Deutschland ungern thematisiert. Man wollte die Idee des Kommunismus nicht diskreditieren.*

Herta Müller aber ging mir nicht aus dem Kopf. Ich fand ihre Texte verstörend und brillant und kam über sie zu den Gedichten von Richard Wagner, Oskar Pastior und Rolf Bossert. Von ihm las ich den Band „Auf der Milchstraße wieder kein Licht“ (Rotbuchverlag). Ich war elektrisiert. Keiner der deutschsprachigen Lyriker von damals [...] hatte einen solchen Sound. Nicht [...] Erich Fried, nicht [...] Rolf Dieter Brinkmann, auch nicht [...] Wolf Wondratschek. [...]

Und wie näherte ich mich diesem Schriftsteller? Mit Respekt. Mit Bewunderung. Mit Zuneigung. Rolf Bossert spricht zu mir aus dem Gestern ins Heute, er spricht vernehmlich in einem lichten Raum, ich muß nur hineingehen.

Für die Teilnahme am Rolf-Bossert-Gedächtnispreis habe ich mir den Lyrikband „Ich stehe auf den Treppen des Winds“ gekauft. [...] Ich lese und lese. [...] Er ist ein Sänger und Liedermacher, seine Noten sind Buchstaben, seine Rhythmik ist die Metrik. [...] Ich gehe ins Internet und finde Fotos aus den 1980er Jahren. Rolf Bossert und Herta Müller vertieft ins Gespräch, um sie herum stehen Gläser und

Aschenbecher. Auch ich saß mit Freundinnen und Freunden an solchen Tischen. Auch wir haben diskutiert. Über die Nachrüstung, zum Beispiel, die wir für falsch hielten. Über den Faschismus. Über Rumänien eher nicht. Erst als ich mich mit meinen eigenen Wurzeln beschäftigte, wurde ich offen für Nachrichten von der anderen Seite des Eisernen Vorhangs.

Meine Mutter floh als junges Mädchen vor der Roten Armee aus Ostpreußen, ich wuchs auf mit Buttermilchsuppe und Elchschaufelbildern, mit Schwarzsauer, Bärenfang und einer zärtlichen Sprache – wenn die masurische Verwandtschaft anreiste, erklangen Heimatlieder in Moll. Es gab schlimme Geschichten, sie hatten kein Happy End. Ich kenne Ursache und Wirkung. Ich weiß, daß es ohne den von Hitler-Deutschland entfesselten Vernichtungskrieg weder Flucht noch Vertreibung aus den Ostgebieten gegeben hätte. Ich brauchte lange, um anzuerkennen, wie weit der Krieg in die Nachkriegszeit, auch in meine Zeit hineinwirkte.

Meine Oma und meine Tanten waren Spätaussiedlerinnen, sie kamen erst in den 1960er Jahren von Polen nach Deutschland. Sie hatten eine Diktatur überlebt – als fromme Zentrums-Katholiken haben sie die Nazis gehaßt – und wollten als deutsche Minderheit nicht in einer zweiten leben müssen. Aber [...] sie richteten sich ein zwischen den Welten und gehörten zu keiner dazu. Dieses Unbehaustsein finde ich auch in Bosserts Gedichten.

Lange nachdem die Ostverträge unterzeichnet waren, fuhr ich mit meiner Mutter nach Masuren. Fremde lebten jetzt in ihrem Elternhaus. Sie führten uns herum,

zeigten uns das Gemüse im Garten – in jenem Garten, den mein später in Sibirien verhungertes Großvater angelegt hatte. Sie luden uns ein zu Kaffee und Schnaps. Vertriebene waren auch sie, Menschen mit einem großen Herzen.

Eine Freundin war zeitgleich nach Rumänien gereist und brachte Carpați mit, die schlimmsten Zigaretten, die ich je geraucht habe. Wir tauschten Kippen und Geschichten aus. Über Menschenrechtsverletzungen sprachen wir nicht. Als ich nach dem Sturz Ceaușescus die Berichte über die Kinder von Cighid im Fernsehen sah, war ich fassungslos. Ich schämte mich meiner Ignoranz, dieser bequemen Bereitschaft, nicht alles wissen zu wollen, was ich hätte wissen können.

Rolf Bossert gehörte zu jenen, denen der Luxus der Gleichgültigkeit verwehrt geblieben war. Er war in seinem kurzen Leben unglaublich kreativ und schrieb Gedichte, die gültig sind, weil Wahhaftigkeit kein Verfallsdatum kennt. Sie handeln von dem – auch verzweifelt geführten – Kampf, in einem fremdbestimmten Leben selbstbestimmt zu sein. Sie zeigen, daß Worte, die ungesagt bleiben sollten, ein totalitäres System überleben können. Das macht sie hochaktuell.

Herta Müller sagte über Bosserts Lyrik: *„In seinen Gedichten stehen die Bilder erst richtig, wenn sie umgestoßen sind. Er fährt durch die Ordnung der Sprache, bis die Scherben funkeln“*.

Diese Scherben funkeln noch immer, sie haben nicht einen Millimeter Patina ange-setzt.

In ihrem Gedicht „**Gespräch mit einem toten Dichter**“ schafft Britta Lüb-

bers ein berührendes Denkmal für Rolf Bossert:

*Wie kamst du rüber
Über die Milchstraße?
Mit deiner halbwildem Carpați
Dieser hellblonden Freundin
Du schnipptest die Asche
Von den Treppen des Winds
Fielst aus dem Fenster
Jetzt will es keiner gewesen sein
Die Sonne war hohl
Und Lieblosigkeit zog auf
Aus der Zukunft
Eine Klinge, leicht zu übersehen
Inmitten von Nägeln und Nieten
Für alles, das neu war
Du drehtest Worte in Tabakpapier
Jetzt gehst du umher
Als Bleistiftsilhouette
Dein Beat ist Graphit, hör mal
Dass etwas so Schmales
So rocken kann*

Quellen: Banater Zeitung (BZ), Temeswar, 20. 10. 2021; 3. 11. 2021; 15. 12. 2021; Allgemeine Deutsche Zeitung Bukarest (ADZ), 14. 01. 2022

Nachbemerkung der Verfasserin dieses Berichtes

Zunächst muß ich offen eingestehen, daß ich zwar Einiges über Bosserts Leben und Werk den Artikeln in der ADZ und BZ entnehmen konnte, aber kein einziges Gedicht gelesen habe. Erst die Berichte über die Preisverleihung, einige in der Banater Zeitung (15. 12. 2021) abgedruckte Gedichte und vor allem die Dankesreden der beiden Preisträger beeindruckten mich so stark, daß ich mir den Band „Ich steh auf den Treppen des Winds“

besorgte – beim Lesen geriet ich in einen ähnlichen Sog wie Britta Lübbers. Bosserts außerordentlich dichter Bildersprache, die uns in die von Schmerz, Enttäuschung, Verzweiflung geprägten Abgründe seines Lebens blicken läßt, kann man sich nur schwer entziehen; auf der anderen Seite

fand er auch einen überzeugenden Ton für das Heitere, Leichte. Herta Müller hat die „funkelnden Scherben“ (s. o.) in brillanter Weise benannt. – Eine Begegnung mit diesem Dichter kann außergewöhnlich bereichernd sein.

Renate Reimann

Kurz berichtet

Deutsche in der Tschechischen Republik

Im Jahre 1950 wurde die Zahl der Deutschen erstmals erhoben. Im tschechischen Teil der CSSR (Böhmen, Mähren und ehem. österr. Schlesien) betrug sie damals 160.000. Bis 2011 sank sie kontinuierlich auf 18.000, um bis zur Volkszählung von 2021 auf 24.000 anzusteigen. Dieser Anstieg wird mit der Möglichkeit erklärt, daß eine Person erstmals mehrere Angaben bezüglich ihrer Nationalität machen konnte: So gaben bei der letzten Zählung 9.000 Personen nur die deutsche Nationalität, weitere 15.000 Personen dazu auch eine andere Nationalität an. [LandesEcho – Zeitschrift der Deutschen in der Tschechischen Republik, 14. 1. 2022]

Hilfe für Ukrainedeutsche

Die Arbeitsgemeinschaft deutscher Minderheiten (AGDM) in der FUEN (Föderalistischen Union europäischer Nationalitäten – früher FUEV, Föderalistische Union europäischer Volksgruppen) hat eine Hilfsaktion für die Deutschen in der Ukraine gestartet. Die Aktion wird von den folgenden Teilorganisationen der AGDM durchgeführt: *Demokratisches Forum der Deutschen in Rumänien* (DFDR), *Karpatendeutscher Verein* in der Slowakei und *Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften* (VdG) in Polen. Die genannten Organisationen sind bereit, Personen, die aus Ukraine über die Grenzen kommen und über keine eigene Transportmöglichkeit verfügen, zu Aufnahmelagern zu bringen. Hilfsbedürftige können sich auch wenden an: Tel. 0049 / 30 / 1868 1143 54 oder E-Mail . [ADZ, Bukarest, 1. 3. 2022]



KÄRNTEN

Vor 70 Jahren ...

... genau am 17. März 1952, wurde in einem Hörsaal der Technischen Hochschule (heute TU) Graz der Alpenländische Kulturverband (ab 1960 AKV Südmark) von einem kleinen Kreis von Frauen und Männern gegründet, der sich entschloß, „die wirkungsvolle Tätigkeit an der steirischen Südgrenze im Sinne der Arbeit des seinerzeitigen Deutschen Schulvereines Südmark in moderner, lebensnaher Art fortzusetzen“ – so ist es in unserer Festschrift „50 Jahre Alpenländischer Kulturverband Südmark“ (Graz 2002) nachzulesen, unter Berufung auf eine Quelle aus dem Jahr 1966.

Der Verein ist gemeinnützig, unabhängig, überparteilich. Er hat seinen Sitz im Südmarkhaus in Graz, Joanneumring 11.

In den ersten Jahren seiner Tätigkeit widmete sich der AKVS insbesondere der Eingliederung der 60.000 vertriebenen und in der Steiermark sesshaft gewordenen Volksdeutschen in die neue Heimat.

Bald entfaltete der AKVS eine rege Tätigkeit für das steirische Grenzland, wo er sich in Zusammenarbeit mit Landes-, Bezirks- und Gemeindebehörden für die wirtschaftliche und kulturelle Förderung dieses von der Not der Nachkriegsjahre besonders betroffenen Gebietes einsetzte.

Seit der politischen Wende in unseren südöstlichen Nachbarstaaten betreut der

AKVS zwei deutsche Volksgruppen steirischer Herkunft: Die Banater Berglanddeutschen in Rumänien, deren Vorfahren vor mehr als zweihundert Jahren von den Habsburgern zur Gewinnung und Verhüttung der Bergschätze mehrheitlich aus der Obersteiermark und dem Salzkammergut in den gebirgigen Süden des Banats gerufen wurden und die dort bis heute ihre steirische Identität bewahrt haben; und jene im Lande verbliebene Minderheit der Deutsch-Untersteierer in Slowenien, die – nach den Willkürmaßnahmen zu Ende des Zweiten Weltkrieges totgesagt – seit der Entstehung der freien Republik Slowenien eine erstaunliche Tätigkeit entfaltet, aber bis heute um staatliche Anerkennung als autochthone Volksgruppe ringt.

Die Zielsetzungen unseres AKVS haben sich also über die Jahrzehnte seines Bestehens hin erweitert, sowohl hinsichtlich seines Tätigkeitsbereiches („erstreckt seine Tätigkeit auf Europa“ – Satzungen, § 1) als auch im Hinblick auf jene Menschen, mit denen uns kulturelle Beziehungen verknüpfen. Unverändert geblieben ist jedoch die grundsätzliche Aufgabe: Deutsche Sprache und Kultur *in moderner, lebensnaher Art* zu fördern, um damit zur Bewahrung von Heimat und Identität beizutragen.

Reinhold Reimann,
Obmann des AKVS



Nachruf auf einen Schutzverein

Zum Abtreten des VDA

Einer der renommiertesten Schutzvereine hat seine Tätigkeit ruhend gestellt: Der VDA (Verein für Deutsche Kulturbeziehungen im Ausland) entfaltet seit dem Jahre 2019 keine Aktivitäten mehr.

Der Verein ging 1881 als „Allgemeiner Deutscher Schulverein“ aus der Ortsgruppe Berlin des 1880 in Wien gegründeten „Deutschen Schulvereines“ hervor und nahm 1908 den Namen „Verein für das Deutschtum im Ausland“ (VDA) an.

1921 gliederte sich der Deutsche Schulverein dem VDA als „Landesverband Österreich des VDA“ ein, wozu 1925 auch der Verein Südmark (gegründet in Graz 1889) durch Vereinigung mit dem Deutschen Schulverein zum „Deutschen Schulverein Südmark“ stieß.

1933 erfolgte die Umbenennung in „Volksbund für das Deutschtum im Ausland“ (die Kurzbezeichnung VDA blieb erhalten). 1938 wurde der Volksbund der „Volksdeutschen Mittelstelle“ (VoMi) unterstellt, einer staatlichen Behörde, die für die außerhalb des Reiches lebenden „Volksdeutschen“ zuständig war und zwischen 1939 und 1941 rund eine Million deutscher Volksgruppenangehöriger (darunter etwa auch die Südtiroler, Kanaltaler und Gottscheer) unter der Losung „Heim ins Reich“ in das deutsche Reichsgebiet (namentlich in das Wartheland) umsiedelte.

1945 wurde der VDA aufgelöst, entstand aber 1955 in München neu unter dem alten Namen „Verein für das Deutschtum im Ausland“. Dieser nahm 1970 den wenig zutreffenden Namen „VDA – Gesellschaft für Deutsche Kulturbeziehungen im Ausland“ und 1998 daran anknüpfend den Namen „Verein für Deutsche Kulturbeziehungen im Ausland (VDA)“ an.

2019 stellte der Verein seine Arbeit auf Bundesebene (BRD) wegen hoher Verschuldung und Insolvenz ein. Einige örtliche Organisationen des VDA führten ihre Tätigkeit fort, so der „Arbeitskreis für Auslandsdeutsche Stuttgart“, dessen Bestehen zuletzt durch die Corona-Krise stark beeinträchtigt war und der sich mangels eines Führungsnachwuchses am 29. Dezember 2021 auflöste.

Damit beschränkt sich die Betreuung auslandsdeutscher Volksgruppen in der BR Deutschland offenbar weitgehend auf die (naturegeben von biologischer Überalterung betroffenen) volksdeutschen Landsmannschaften, während in Österreich die Schutzarbeit neben den Landsmannschaften durch einige Schutzvereine (darunter die Österreichische Landsmannschaft in Wien und unser AKVS) sowie in der Schweiz durch den Deutschschweizerischen Schulverein ihre Fortführung findet.



Steirische Sudetendeutsche übersiedeln

Nein, nicht etwa, daß die seit Jahrzehnten im Lande integrierten Landsleute die Grüne Mark verließen. Es ist vielmehr die Leitung ihres Teilverbandes, der Landesgruppe Steiermark der Sudetendeutschen Landsmannschaft, die nunmehr ihren Sitz von Graz nach Leoben verlegt.

Mit Beginn des Jahres 2007 hatte die genannte Landesgruppe ihr Büro im Südmarkhaus eröffnet und ist uns – dem AKVS – seither ein willkommener Nachbar gewesen. Unser Zusammenleben war stets von wechselseitiger Hilfsbereitschaft und tätiger Unterstützung gekennzeichnet.

Nun hielt die Landesgruppe am 26. März 2022 im Südmarksaal in Graz ihre Jahreshauptversammlung ab. Dabei kam es nicht nur zu einer Neuwahl des Vorstandes, sondern auch zu einer Verlegung des Sitzes von Graz nach Leoben, wofür gute Gründe sprechen. Dort nämlich, in der obersteirischen Berg- und Universitätsstadt, besteht seit 1959 mit der Sudetendeutschen akademischen Landsmannschaft Zornstein (gegründet 1869 in Znaim/Znojmo, Mähren) eine studentische Korporation, welche die Pflege sudetendeutscher Tradition und die Unterstützung sudetendeutscher Landsleute zu ihren Aufgaben zählt. Schon seit Jahrzehnten sind die „Zornsteiner“ daher Mitglieder der Landesgruppe Steiermark der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Österreich (SLÖ).

Wie bei allen Heimatvertriebenen ist es auch bei den Sudetendeutschen: Die „Erlebnissgeneration“, die noch in der alten Heimat aufgewachsen ist, zollt ihren nicht zu umgehenden „biologischen Tribut“ und schwindet zusehends. Vorstandsämter können nur mehr mit Mühe besetzt werden – aus diesem Grunde sind in der Steiermark mittlerweile vier der ursprünglich sechs in

den Nachkriegsjahren gegründeten Landsmannschaften stillgelegt worden: die zahlenmäßig nicht allzu großen der Siebenbürger Sachsen, der Bukowina-Deutschen und der Gottscheer; zuletzt aber auch jene der Donauschwaben, die mit den Deutsch-Untersteirern zu den großen Landsmannschaften in der Steiermark zähl(t)en. Unsere untersteirischen Landsleute unterhalten weiterhin einen lebendigen Betrieb, namentlich in Graz.

Den Sudetendeutschen ist es gelungen, einen zukunftssträchtigen Weg zu finden: Nachdem ihr langjähriger Obmann, Prof. Dr. Helge Schwab, im vorigen Jahr sein achtens Lebensjahrzehnt vollendet hat (siehe dazu auch L&W 68/2, 2021, 33–34), geht nun die Obmannschaft und ein guter Teil der Leitung in die Hände der Zornsteiner über, die mit fünf Köpfen bei der JHV stark vertreten waren. Hinkünftig werden sechs Leobner Studenten dem neunköpfigen Vorstand angehören; und ihre Ämter – wie dies in Studentenverbindungen ja üblich ist – in Zusammenarbeit ausüben und untereinander weitergeben.

Dem Bericht des scheidenden Obmannes war zu entnehmen, daß das Vereinsgeschehen der Landesgruppe in den letzten beiden Jahren durch die Corona-Pandemie stark beeinträchtigt war – sie teilt damit freilich ein allgemeines Schicksal. Einen interessanten Höhepunkt der Veranstaltung bildete das Referat des als Ehrengast anwesenden Bundesobmannes der SLÖ, Gerhard Zeihsel, der die Zuhörer mit spannenden Ausführungen über die Geschichte der Ukraine und den derzeit dort herrschenden Krieg zu fesseln mußte.



Die jungen Zornsteiner bei der JHV der SLÖ



SLÖ-JHV 2022 im Südmarksaal: am Präsidium stehend Dr. Helge Schwab, links daneben Gerhard Zeihsel.

Kulturerbe Rudi Pietsch



Rudi Pietsch

Wir alle erlebten seine außergewöhnliche Strahlkraft, mit welcher er das Lied und den Tanz durch sein Singen und durch sein Spiel zu elementaren Klangbildern formte, getragen von jenen Traditionen, welche ihm von den alten Meistern übergeben wurden. Sein Modell der Vermittlung, sein Unterrichtsstil sowie auch die Einbindung von Meistern verschiedener Stile traditioneller Musik, waren richtungsweisend – so charakterisiert Prof. Dr. Walter Deutsch, der langjährige Leiter des Instituts für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien und Ehrenpräsident des Österreichischen Volksliedwerkes, den überragenden Volksmusikanten, Musikwissenschaftler und Musikerzieher Rudolf Pietsch (1951–2020; Nachruf in L&W 67/1, 2020, S. 36–37).

Forschung, Lehre und Musizieren waren die markanten Säulen seines Tuns.

Deshalb sollen viele von seinem Wirken erfahren. *Seine Musik, sein Wort und seine Forschungen müssen zugänglich gemacht werden, daher ist es Verpflichtung und Reverenz gleichermaßen, für den Erhalt des Kulturerbes Rudolf „Rudi“ Pietsch einen Beitrag zu leisten – so Dorli Draxler, die Geschäftsführerin der „Volkskultur Niederösterreich“.*

Es geht um die Auflösung und Katalogisierung von mehreren Depots an wissenschaftlichem Material in Wien und Krems: 120 Quadratmeter Büroraum, gefüllt bis oben hin mit Büchern, Tonträgern, Forschungsprojekten, Fotomaterial, Noten und am Dachboden etwa 400 Musikinstrumenten aus aller Welt ...

Ein Werkvertragsinhaber und acht ehrenamtliche Mitarbeiter haben bereits unter fachlicher Anleitung des Niederösterreichischen Volksliedarchivs mit der Arbeit begonnen – 100 Archivboxen harren nun im genannten Archiv der wissenschaftlichen Aufbereitung und Auswertung. Auch gilt es, Pietsch' Nachfolge am Universitätsinstitut für Volksmusikforschung zu regeln und einen Studiengang „Rudolf Pietsch“ am Joseph-Haydn-Institut in Wien einzurichten.

Zunächst soll eine Bibliographie erstellt werden und damit den Studierenden das Material – etwa für Diplomarbeiten – erschlossen werden. Andernfalls würden die erwähnten Boxen im Archiv unbehandelt liegen und dort sanft vor sich hin schlummern ...

All das kostet natürlich eine Menge Geld – und öffentliche Quellen sprudeln dafür leider nur spärlich. So hat sich

Das ist der richtige Weg der Anteilnahme

Konto: KULTURERBE RUDI PIETSCH

Kremser Bank, Österreich

IBAN: AT 93 2022 8077 33547363

BIC: SPKDAT21XXX

Anteil zurückgeben

Wer nun mithilft, das Vermächtnis zu sichern und weiterzugeben, wird sich über eine CD-Sonderausgabe mit klingenden Kostbarkeiten aus dem Fundus des Nachlasses freuen dürfen. Das ist ein Versprechen.

Praktisch zum Abarbeiten: Mein Gedächtnis – Fahrplan

- Es tut gut zu wissen, dass Ihr Euch darum kümmert
- Gerne trage ich meinen Anteil dazu bei
- Jetzt entdecke ich diese Karte in meinen Unterlagen – ich habe vergessen, was ich schon vorgehabt habe.
- Demnächst kommt es zur Anweisung
- Heute habe ich den Betrag überwiesen
- Ich freue mich, dass aus der Anteilnahme eine Teilhaberschaft wurde
- Sendet mir die „Klingenden Kostbarkeiten“ an meine Adresse.

Ja, ich bin ein neuer R.P. Teilhaber

Vor- und Zuname:

Adresse:

Mail: Telefon:

Für den Versand der Klingenden Kostbarkeiten bedarf es zusätzlich zur Überweisung der Angabe der gesamten Adresse. Diese Daten werden nach Abschluss der Initiative gelöscht.

Bitte einsenden an die „Initiative Kulturerbe Rudi Pietsch“

rondo@hermannhaertel.eu; oder A-8121 Deutschfeistritz, Eichbergstraße 4

Hermann Härtel, der vielen von uns bekannte frühere Geschäftsführer des Steirischen Volksliedwerkes und enger Freund von Rudi Pietsch, der Sache in besonderer Weise angenommen und ruft zu Spenden auf, um das kulturelle Erbe von Pietsch nicht nur zu bewahren, sondern

auch zu nutzen. Und er wendet sich speziell auch an uns, die Leser von „Lot und Waage“: *Mit jedem (auch kleinem) Betrag ist geholfen; und noch dazu bekommen alle, die mithelfen, ein schönes Tondokument als Dankeschön!*

SPENDEN SIND ERBETEN AN

Kulturerbe Rudi Pietsch

IBAN AT93 2022 8077 3354 7363

BIC SPKD AT21 XXX

[Bitte benützen Sie das umseitige Formblatt!]



Pointiert

Amerika war einmal ein Versprechen – heute ist das Land eine Warnung!

Die Vereinigten Staaten sind tief in der Krise, maßen sich aber noch immer an, die Welt zu belehren. Für die Europäer ist es an der Zeit, die transatlantische Beziehung aufs Wesentliche zu reduzieren – Business ohne Fanfaren, Kooperation ohne Pathos. (Pascal Bruckner in der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 1. 10. 2021)

Liebe Leserinnen und Leser von „Lot und Waage“!

Es gibt immer mehr Menschen, die an eine aktive Gestaltung ihres Nachlasses denken. Da bedeutet es vielen ein Anliegen, mit ihrem Testament neben ihrer Familie auch eine gemeinnützige, idealistisch tätige Organisation zu bedenken.

Wie Sie wissen, arbeitet unser AKVS in vielen Bereichen mit großem Erfolg. Wir bitten Sie daher herzlich, auch unseren Verband in Ihre Überlegungen einzuschließen. Unser Vertrauensanwalt berät Sie gerne und kostenlos.

Alpenländischer Kulturverband Südmark

Joanneumring 11, 8010 Graz

Tel. ++43 / (0)316 / 82 53 18

akvs@kulturverband.at; www.suedmark.at/AKVS.

Ein aktiver Achtziger

Sein Geburtstag hat sich zwar bereits im Vorjahr zum 80. Male gejährt: am 16. Juli. Doch seine Bescheidenheit und Zurückhaltung ließen uns erst heuer an Daten herankommen, um ihn an dieser Stelle zu würdigen.

Bruno Burchhart, seit Jahrzehnten Landarzt in St. Jakob im Rosental, wurde 1941 in Wien geboren. Seine Familie mußte 1945 aus der Stadt fliehen. Dorthin zurückgekehrt, studierte er Medizin an der Universität. Bereits damals galt sein besonderes Interesse den deutschen Volksgruppen in ganz Europa, mehrere Reisen führten ihn zu diesen. Sofort nach der politischen Wende in den Ländern Ostmittel-, Ost- und Südosteuropas setzte er sich erfolgreich für die dort lebenden Landsleute ein. Seine vornehmliche Zuwendung galt dabei den Deutschen im benachbarten Slowenien, die er fortlaufend beratend, mit Sach- und Geldspenden sowie durch die Organisation von Auftritten ihrer Kulturgruppen in Österreich unterstützte.

Besonders hervorzuheben ist auch seine vielfältige Vortragstätigkeit im In- und Ausland – sowohl bei den Volksgruppen selbst als auch über diese in vielen Universitätsstädten des ganzen deutschen Sprachraumes. Dazu fand er neben seiner verantwortungsvollen und zeitlich beanspruchenden Tätigkeit als Landarzt wiederholt die Zeit, Großveranstaltungen heimatverbundener Organisationen zu gestalten –



Bruno Burchhart

so zuletzt im Herbst des Vorjahres ein hochkarätiges Symposium und einen großartigen studentischen Festkommers im Gedenken an die Kärntner Volksabstimmung von 1920.

Dem vielseitigen Jubilar gilt unsere herzlichste Gratulation für das Geleistete und der Wunsch für weitere Jahre in guter Gesundheit – mögen seine Aktivitäten für Heimat, Volk und Vaterland noch viele Früchte tragen!

RR



Rudolf Reimann †

Der Alpenländische Kulturverband Südmark ist tief betroffen vom Ableben des langjährigen Präsidenten des Verbandes der deutschen altösterreichischen Landsmannschaften (VLÖ), Dipl.-Ing. Rudolf Reimann, der am 25. November 2021 in Wien verstorben ist.

Rudolf Reimann war Donauschwabe. Er wurde am 9. April 1934 in Neusatz (Novi Sad) in der Batschka (Jugoslawien) geboren. Kaum zehn Jahre alt, wurde er, wie viele seiner Landsleute, vertrieben und fand in Österreich Zuflucht, wo er an der Technischen Hochschule Wien das Fach Bauingenieurwesen studierte – Grundlage für sein späteres erfolgreiches Wirken als Bauunternehmer.

Wir kannten und schätzten den Verstorbenen als energischen Vertreter der Interessen sowohl der Vertriebenen wie auch der in ihren Heimatgebieten Verbliebenen. Er war ein erfahrener Kenner des politisch Möglichen. Er war ein überaus erfolgreicher Vorsitzender des VLÖ – unter seiner Präsidentschaft entstand in der Wiener Steingasse jenes schöne „Haus der Heimat“, das den Landsmannschaften des VLÖ gemeinsames Dach und häufig genutzte Tagungsstätte bietet. Und nicht zuletzt war er ein vornehmer und feinführender Mensch. Sein Lebenswerk ringt uns höchste Anerkennung ab!



Unser AKVS hat Rudolf Reimann zu danken – insbesondere für seinen Einsatz um die beiden von uns vornehmlich betreuten Volksgruppen, die Berglanddeutschen des rumänischen Banats und die Deutsch-Untersteirer. Gerade auch deshalb werden wir den Verblichenen in ehrender Erinnerung behalten.

Reinhold Reimann,
Obmann des AKVS



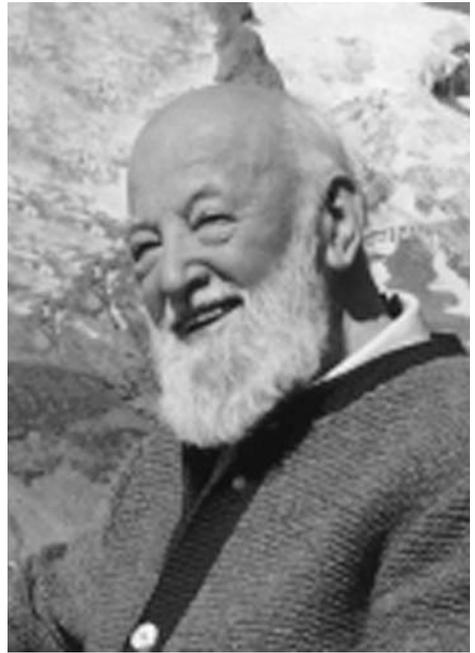
Sepp Forcher †

Vielen fehlt er! Mit Sicherheit jenen, die seit 1986 immer wieder seine Volksmusik- und Brauchtumssendung „Klingendes Österreich“ gehört und gesehen haben. Dabei beschränkten sich seine Sendungen streng geographisch betrachtet nicht auf den Staat Österreich: Stammesethnologischer Verwandtschaft halber bezog er immer wieder das benachbarte Südtirol und auch Bayern ein.

Sepp Forcher wurde am 17. Dezember 1930 als Sohn von Südtiroler Eltern in Rom geboren – Sepp (oder Josef) war damals dort als Vorname nicht möglich, „Giuseppe“ mußte der Knabe heißen. In Sexten wuchs er auf, bis seine Eltern 1940 für das Deutsche Reich optierten und dann eine Berghütte im Salzburger Tennengebirge betreuten.

Die Schule(n) besuchte Forcher in Salzburg. Dann verdingte sich der kräftige Mann beim Kraftwerksbau in Kaprun und als Lastenträger für Berghütten. Schließlich war er selbst Hüttenwirt, zuletzt auf dem Untersberg bei Salzburg. Und um es nicht unerwähnt zu lassen: Er war selbst ein begeisterter Bergsteiger, der dabei weder Höhen noch Schwierigkeiten scheute!

Der unverwechselbare Charme seiner volkskundlichen Sendungen bestand in großer Sachkundigkeit und berührender Volkstümlichkeit (die nie ins „Sepplhafte“ abrutschte), in der Unverfälschtheit des stets geschmackvoll Gebotenen und in einer Sprache, die sich des (gemäßigten)



Dialekts nicht schämte.

Ja, Forcher fehlt uns, seit er am 19. Dezember 2021, zwei Tage nach seinem 91. Geburtstag, seine Güte und Wissen ausstrahlenden Augen in Salzburg für immer geschlossen hat. Und er fehlt zugegeben insbesondere auch dem, der ihn vor Jahren anlässlich eines fröhlichen Jahreswechsels ob einer gewissen äußeren Ähnlichkeit in einem kabarettistischen Auftritt mit dem Titel „Heiteres Silvösterreich“ (gutartig!) parodieren durfte – dieser heißt

Reinhold Reimann



Unsere nächsten Veranstaltungen

Liebe Leser unserer Verbandszeitschrift!

Wir sind zuversichtlich, daß diesmal unsere angekündigten Veranstaltungen stattfinden können. Jedenfalls bekommen Sie zeitgerecht besondere schriftliche Einladungen.

- Mi, 20. 04. 2022 OStR Mag. Walter Anton Bruckner (Pinkafeld)
Ein Bundesland entsteht – 100 Jahre Burgenland
Gothensaal, 18.00 Uhr
- Mi, 11. 05. 2022 **Jahreshauptversammlung des AKVS**
Südmarksaal, 19.00 Uhr
Nur für Mitglieder des AKVS!
- Di, 07. 06. 2022 **Steirertreffen**
Ganztagesveranstaltung
Näheres Programm wird noch bekanntgegeben.
- Mi, 08. 06. 2022 **Kulturverbandstag**
Festrede von Univ.-Doz. Dr. Martin Moll:
***Vom Übermurgebiet in die Neue Welt: Auswanderung
aus einer Nachbarregion der Steiermark im frühen 20.
Jahrhundert***
Gothensaal, 19.00 Uhr
- Sa, 18. 06. 2022 **Sonnwendfeier**
Weingut Hubert Gaube, 8463, Pöbnitz 15
Näheres wird rechtzeitig bekanntgegeben

Selbstverständlich sind bei unseren Veranstaltungen Gäste (Verwandte, Freunde und Bekannte unserer Mitglieder u. a.) herzlich willkommen.

Wir weisen darauf hin, daß bei allen Veranstaltungen des AKVS die jeweils bezüglich der Corona-Pandemie geltenden Bestimmungen zu beachten sind!

Alpenländischer Kulturverband Südmark, 8010 Graz, Joanneumring 11
Tel. und Fax: (0316) 82-53-18, akvs@kulturverband.at

Hinweis: Ehre und Eitelkeit

100 Jahre Ehrenzeichen der Republik Österreich 1922–2022

Ausstellung im Planetensaal des Schlosses Eggenberg, 5. 5. bis 30. 10. 2022
Geöffnet von Dienstag bis Sonntag, 8.00 bis 18.00 Uhr (montags geschlossen)

